

Begegnung

Autobiographische Fragmente

1

Die Mutter

Es geht hier nicht darum, von meinem persönlichen Leben zu erzählen, 5
sondern einzig darum, von etlichen in meiner Rückschau auftauchenden
Momenten Bericht zu erstatten, die auf Art und Richtung meines Den-
kens bestimmenden Einfluß ausgeübt haben.

Die früheste Erinnerung, die für mich in dieser Weise charakterisiert 10
ist, stammt aus meinem vierten Lebensjahr. Etwa ein Jahr vorher war das
Heim meiner Kindheit in Wien durch die Trennung meiner Eltern zusam-
mengebrochen. Damals war ich zu meinen Großeltern väterlicherseits
nach Lwow (Lemberg), der damaligen Hauptstadt des österreichischen
»Kronlands« Galizien, gebracht worden. Sie waren beide Menschen von 15
hohem Rang, im genauen Sinn adelige Menschen, und in eigentümlicher
Weise einander zugepaßt und einander ergänzend. Dem Bereden von
Dingen der eigenen Existenz waren sie beide abhold. Von dem, was sich
zwischen meinen Eltern ereignet hatte, wurde natürlich in meiner Ge-
genwart nicht gesprochen; ich vermute aber, daß es auch zwischen ihnen 20
beiden kaum je, es sei denn in praktischem und unausweichlichem Zu-
sammenhang, Gegenstand des Gesprächs war. Das Kind selber erwartete,
seine Mutter bald wiederzusehen; aber es brachte keine Frage über die
Lippen. Dann begab sich einmal, was ich hier zu erzählen habe.

Das Haus, in dem meine Großeltern wohnten, hatte einen großen qua- 25
dratischen Innenhof, umgeben von einem bis ans Dach reichenden Holz-
altan, auf dem man in jedem Stockwerk den Bau umschreiten konnte.
Hier stand ich einmal, in meinem vierten Lebensjahr, mit einem um
mehrere Jahre älteren Mädchen, der Tochter eines Nachbarn, deren Auf-
sicht mich die Großmutter anvertraut hatte. Wir lehnten beide am Ge-
länder. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich zu meiner überlegenen 30
Gefährtin von meiner Mutter gesprochen hatte. Aber ich höre noch, wie
das große Mädchen zu mir sagt: »Nein, sie kommt niemals zurück.« Ich
weiß, daß ich stumm blieb, aber auch, daß ich an der Wahrheit des ge-
sprochenen Wortes keinen Zweifel hegte. Es blieb in mir haften, es ver-
haftete sich von Jahr zu Jahr immer mehr meinem Herzen, aber schon 35
nach etwa zehn Jahren hatte ich begonnen, es als etwas zu spüren, was
nicht bloß mich, sondern den Menschen anging. Später einmal habe ich
mir das Wort »Vergegnung« zurechtgemacht, womit etwa das Verfehlen

einer wirklichen Begegnung zwischen Menschen bezeichnet war. Als ich nach weiteren zwanzig Jahren meine Mutter wiedersah, die aus der Ferne mich, meine Frau und meine Kinder besuchen gekommen war, konnte ich in ihre noch immer zum Erstaunen schönen Augen nicht blicken, ohne irgendwoher das Wort »Vergegnung«, als ein zu mir gesprochenes Wort, zu vernehmen. Ich vermute, daß alles, was ich im Lauf meines Lebens von der echten Begegnung erfuhr, in jener Stunde auf dem Altan seinen ersten Ursprung hat.

2

10

Die Großmutter

Die Großmutter, Adele, war eine jener Jüdinnen von einst, die, um ihren Männern Freiheit und Muße zum Studium der Lehre zu schaffen, mit umsichtigem Eifer der Geschäfte walteten. Beim Großvater hatte »Studium der Lehre« eine besondere Bedeutung. Er war, wiewohl Autodidakt, ein echter Philolog, dem die ersten und heute noch maßgebenden kritischen Ausgaben einer besonderen Gattung der hebräischen Literatur zu verdanken sind: der Midraschim, einer einzigartigen Mischung von Schriftdeutung, Weisheitssprüchen und blühender Sage. Dem bürgerlichen Beruf nach war er Großgrundbesitzer, dazu Getreidehändler und der Inhaber von Phosphoritengruben an der österreichisch-russischen Grenze. Überdies gehörte er zu den führenden Männern der jüdischen Gemeinde und zu denen der städtischen Handelskammer, sachkundig und von eigenem Urteil. Diese Ehrenämter vernachlässigte er nie; die eigenen Geschäfte aber überließ er im allgemeinen seiner Frau, die sie alle in einer großzügigen und umsichtigen Weise leitete, keine Entscheidung jedoch traf, ohne den Gatten zu befragen.

Die Großmutter war in einer galizischen Kleinstadt aufgewachsen, wo bei den Juden das Lesen »fremden« Schrifttums verpönt war, für die Mädchen aber alle Lektüre, mit Ausnahme erbaulicher Volksbücher, als unziemlich galt. Fünfzehnjährig hatte sie sich auf dem Speicher ein Versteck eingerichtet, in dem Bände von Schillers Zeitschrift »Die Horen«, Jean Pauls Erziehungsbuch »Levana« und manche andere deutsche Bücher standen, die von ihr heimlich und gründlich gelesen wurden. Als Siebzehnjährige nahm sie sie und den Brauch des konzentrierten Lesens in die Ehe mit, und sie erzog ihre zwei Söhne in der Ehrfurcht vor dem göltigen Wort, das nicht zu umschreiben ist. Denselben Einfluß übte sie hernach auf mich aus; ich erfuhr, noch ehe ich vierzehn wurde und in das Haus meines Vaters und meiner Stiefmutter übersiedelte, was es bedeu-

tete, etwas wirklich auszusprechen. In einer besonderen Weise wirkte auf mich die Art, wie die Frau die hochformatigen, gleichmäßig gebundenen Schreibbücher handhabte, in die sie täglich Einnahmen und Ausgaben verzeichnete: dazwischen nämlich trug sie, nachdem sie halblaut sie sich vorgesprochen hatte, ihr wichtig gewordene Stellen aus ihrer Lektüre ein, mitunter auch eigene Bemerkungen, die keineswegs etwa den Stil der Klassiker nachahmten, jeweils aber etwas, was sie im Umgang mit den hohen Geistern zu erwidern hatte, zuverlässig ausdrückten. Dasselbe war ihren mündlichen Äußerungen eigen: auch wenn sie offensichtlich das Ergebnis einer Reflexion mitteilte, nahm es sich aus, als beschriebe sie etwas Wahrgenommenes, und das kam zweifellos daher, daß Erfahrung und Nachdenken bei ihr nicht zwei Stadien, sondern gleichsam zwei Seiten desselben Prozesses waren: wenn sie auf die Straße sah, hatte sie zuweilen das Profil eines einer Frage nachsinnenden Menschen, und wenn ich sie ganz allein beim Nachsinnen betraf, erschien es mir zuweilen, als horchte sie. Dabei war es jedoch schon dem Blick des Knaben unverkennbar, daß sie, wen sie jeweils ansprach, wirklich ansprach.

Der Großvater war ein wahrhaftiger Philologe, ein »das Wort Liebender«, aber die Liebe der Großmutter zum echten Wort wirkte noch stärker auf mich als die seine: weil diese Liebe so unmittelbar und so fromm war.

3 Sprachen

Ich kam erst mit zehn Jahren in die Schule. Bis dahin erhielt ich Privatunterricht, hauptsächlich in Sprachen, sowohl meiner eignen Neigung und Begabung wegen, als auch, weil für die Großmutter ein sprachlich zentrierter Humanismus der Königsweg der Erziehung war.

Die Vielheit der menschlichen Sprachen, ihre wundersame Verschiedenheit, in der das weiße Licht der Menschensprache sich zugleich brach und bewahrte, war schon meiner Knabenzeit ein Problem, das mich immer neu belehrte, aber in der Belehrung auch wieder von neuem beunruhigte. Ich ging Mal um Mal einem einzelnen Worte oder auch Wortgefüge von einer Sprache zur andern nach, fand es da wieder und mußte doch Mal um Mal etwas daran verloren geben, was es anscheinend eben doch nur in einer einzigen von all den Sprachen gab. Das waren nicht bloße »Bedeutungsnuancen«: ich dachte mir zweisprachige Unterhaltungen mit einem Deutschen und einem Franzosen, später mit einem Hebräer und einem alten Römer aus und bekam immer wieder, halb spiel-

haft und doch zuweilen mit pochendem Herzen, die Spannung zu spüren zwischen dem, was der eine sagte, und dem, was der andre von seinem anderssprachigen Denken aus vernahm. Das hat tief in mich hinein gewirkt und ist in einem langen Leben in immer deutlichere Einsicht eingegangen.

Die Sprachenkenntnis des Knaben hat mir auch zuweilen ermöglicht, dem Großvater eine kleine Hilfe bei seiner Arbeit zu leisten. So kam es etwa vor, daß er, wenn er bei »Raschi« (Rabbi Schlomo Jizchaki), dem großen Bibel- und Talmud-Exegeten des 11. Jahrhunderts, einen Text durch einen Verweis auf eine französische Sprachwendung erklärt fand, mich befragte, wie diese zu verstehen sei. Ich mußte jeweils zunächst aus der hebräischen Transkription den altfranzösischen Wortlaut herauslesen und nun diesen erst mir selber, dann dem Großvater verständlich machen. Hernach aber, wenn ich allein in meinem Zimmer im väterlichen Hause saß, bedrängte mich die Frage: Was heißt das und wie geht das zu, etwas, was in einer Sprache geschrieben worden ist, durch etwas, was man in einer anderen Sprache zu sagen pflegt, »erklären«? Die Welt des Logos und der Logoi tat sich mir auf, verdunkelte sich, erhellte sich, verdunkelte sich wieder.

20

4

Der Vater

Etwa vom neunten Jahr an verbrachte ich jeden Sommer auf dem Gut meines Vaters, und mit vierzehn zog ich aus dem großväterlichen Haus in sein Stadthaus.

Der Einfluß meines Vaters auf meinen geistigen Werdegang war von anderer Art als der meiner Großeltern. Er kam gleichsam gar nicht vom Geiste her.

In seiner Jugend hatte der Vater starke geistige Interessen gehabt, er hatte sich ernstlich mit den Fragen befaßt, die in Büchern wie Darwins »Entstehung der Arten« und Renans »Leben Jesu« aufgeworfen worden waren; aber er widmete sich schon früh der Landwirtschaft und gab ihr immer mehr von sich her. Bald war er in dem ostgalizischen Grundbesitz eine exemplarische Erscheinung.

Als ich noch ein Kind war, brachte er von der Pariser Weltausstellung eine große Packung Zuchteier von im Osten noch unbekanntem Hühnerarten mit; die hatte er die ganze Reise lang auf den Knien gehalten, damit keinem ein Schade geschehe. Sechsenddreißig Jahre lang arbeitete er mit

allerhand Düngemitteln, deren spezifische Wirkungen er genau erprobte, daran, die Produktivität seiner Böden zu steigern.

Er hatte die Technik seiner Zeit auf seinem Gebiete gemeistert. Aber um was es ihm eigentlich ging, merkte ich, wenn ich mit ihm inmitten des großen Rudels herrlicher Pferde stand und ihm zusah, wie er ein Tier nach dem andern nicht etwa bloß freundlich, sondern geradezu persönlich begrüßte, oder wenn ich mit ihm durch die reifenden Felder fuhr und ihm zusah, wie er den Wagen halten ließ, ausstieg und sich über die Ähren beugte, wieder und wieder, um schließlich eine zu brechen und die Körner sorgsam zu kosten. Es ging diesem ganz unsentimentalen und ganz unromantischen Menschen um den echten menschlichen Kontakt mit der Natur, einen aktiven und verantwortlichen Kontakt. Ihn zuweilen so auf seinen Wegen begleitend, lernte der Heranwachsende etwas kennen, was er von keinem der vielen von ihm gelesenen Autoren erfahren hatte.

Auf eine eigene Weise hing mit diesem Verhältnis meines Vaters zur Natur ein Verhältnis zu dem Bereich zusammen, den man als den sozialen zu bezeichnen pfllegt. Wie er am Leben all der Menschen teilnahm, die von ihm in der einen oder andern Weise abhängen, der Hofknechte in ihren nach seinen Angaben gebauten Häuschen, die die Hofgebäude umgaben, der Kleinbauern, die unter von ihm in genauer Gerechtigkeit ausgearbeiteten Bedingungen ihm Dienste leisteten, der Pächter, – wie er sich um die Familienverhältnisse, um Kinderaufbringen und Schulung, um Krankheit und Altern all der Leute kümmerte, das leitete sich von keinen Prinzipien ab, es war Fürsorge nicht im üblichen, sondern im personhaften Sinn. Auch in der Stadt verhielt mein Vater sich nicht anders. Der blicklosen Wohltätigkeit war er ingrimmig abgeneigt; er verstand keine andere Hilfe als die von Person zu Personen, und die übte er. Noch im Alter ließ er sich in die »Brotkommission« der jüdischen Gemeinde Lemberg wählen, und wanderte, ohne zu ermatten, in den Häusern umher, um die eigentlich Bedürftigen und ihre Bedürfnisse ausfindig zu machen; wie anders hätte das geschehen können als durch den wahren Kontakt!

Eins ist noch zu erwähnen. Mein Vater war ein elementarer Erzähler. Jeweils im Gespräch, wie es ihn eben des Wegs führte, erzählte er von Menschen, die er gekannt hatte. Was er da von ihnen berichtete, war immer die schlichte Begebenheit ohne alles Nebenwerk, nichts weiter als das Dasein menschlicher Kreaturen und was sich zwischen ihnen be-
gibt.

5
Die Schule

Die Schule hieß »Franz-Josefs-Gymnasium«. Die Unterrichts- und Umgangssprache war das Polnische, aber die Atmosphäre war jene uns jetzt fast unhistorisch anmutende, die zwischen den Völkerschaften der österreichisch-ungarischen Monarchie herrschte oder zu herrschen schien: gegenseitige Verträglichkeit ohne gegenseitiges Verständnis. Die Schüler waren zum weitaus größten Teil Polen, dazu kam eine kleine jüdische Minderheit (die Ruthenen hatten ihre eigenen Schulen); persönlich kam man gut miteinander aus, aber die beiden Gemeinschaften als solche wußten fast nichts voneinander.

Vor 8 Uhr morgens mußten alle Schüler versammelt sein. Um 8 Uhr ertönte das Klingelzeichen; einer der Lehrer trat ein und bestieg das Katheder, über dem an der Wand sich ein großes Kruzifix erhob. Im selben Augenblick standen alle Schüler in ihren Bänken auf. Der Lehrer und die polnischen Schüler bekreuzigten sich, er sprach die Dreifaltigkeitsformel und sie sprachen sie ihm nach, dann beteten sie laut mitsammen. Bis man sich wieder setzen durfte, standen wir Juden unbeweglich da, die Augen gesenkt.

Ich habe schon angedeutet, daß es in unserer Schule keinen spürbaren Judenhaß gab; ich kann mich kaum an einen Lehrer erinnern, der nicht tolerant war oder doch als tolerant gelten wollte. Aber auf mich wirkte das pflichtmäßige tägliche Stehen im tönenden Raum der Fremdandacht schlimmer, als ein Akt der Unduldsamkeit hätte wirken können. Gezwungene Gäste; als Ding teilnehmen müssen an einem sakralen Vorgang, an dem kein Quentchen meiner Person teilnehmen konnte und wollte; und dies acht Jahre lang Morgen um Morgen: das hat sich der Lebenssubstanz des Knaben eingepägt.

Es ist nie ein Versuch unternommen worden, einen von uns jüdischen Schülern zu bekehren; und doch wurzelt in den Erfahrungen jener Zeit mein Widerwille gegen alle Mission. Nicht bloß etwa gegen die christliche Judenmission, sondern gegen alles Missionieren unter Menschen, die einen eigenständigen Glauben haben. Vergebens hat noch Franz Rosenzweig mich für den Gedanken einer jüdischen Mission unter Nichtjuden zu gewinnen gesucht.

6

Die zwei Knaben

Der Klassenraum umfaßte 5 Reihen zu 6 Bänken. In jeder Bank saßen zwei Schüler.

Die vorderste Bank links, am Fenster, durch das man nichts als den fast leeren Spiel- und Sportplatz der Schule sah, gehörte mir und meinem besten Freund; acht Jahre lang saßen wir in derselben Bank, er links, ich rechts.

In den Unterrichtspausen, die in der Regel eine ganze Viertelstunde dauerten, pflegte, wenn das Wetter einigermaßen günstig war, die ganze Schülerschar auf den Spielplatz zu stürmen und dort in eifrigen Kollektivunternehmungen bis zum Klingelzeichen zu verweilen. Bei allzu widrigem Wetter blieb man im Klassenraum beisammen, aber nur bei besonderen Anlässen bildete sich eine größere Gruppe; gewöhnlich lockerte sich die Struktur: je einige Jungen standen erzählend oder diskutierend beisammen, und die Zusammensetzung dieser kleinen Gruppen wechselte den verschiedenen jeweils auftauchenden Themen gemäß.

Einmal aber, in einem arg verregneten Herbst (im Winter davor war ich zwölf geworden) ereignete sich eine sonderbare Änderung, die etliche Wochen lang anhielt.

In der dritten Bank der mittleren Reihe saßen zwei Knaben, die bisher mir und wohl auch den meisten anderen in keiner Weise aufgefallen waren; nun aber zogen sie aller Blicke auf sich. Tag um Tag führten sie uns, ohne die Bank zu verlassen, mimische Spiele vor, mit clownhafter Behendigkeit, aber ohne einen Laut von sich zu geben, und ihre Gesichter blieben unveränderlich streng. Nach einiger Zeit nahmen die Spiele einen immer aufdringlicher werdenden sexualen Charakter an. Nun sahen die Gesichter der beiden so aus, wie ich mir die Seelen in der Höllenpein vorstellte, von denen mir einige Mitschüler im Ton von Sachkundigen zu berichten wußten. Alle Bewegungen waren grauenhaft zwangsartig. Wir glotzten die beiden an, solange das Schauspiel dauerte. Kurz vor dem Ende der Pause brachen sie ab. In unseren Gesprächen wurde der Vorgang nie erwähnt.

Etwa eine Woche, nachdem die Schaustellungen diese Gestalt angenommen hatten, wurde ich zum Schuldirektor gerufen. Er empfing mich mit der sachten Freundlichkeit, die wir an ihm kannten, und fragte mich alsbald, was ich von dem Treiben der beiden wüßte. »Ich weiß nichts!« schrie ich auf. Er sprach wieder, ebenso sacht wie vorher. »Wir kennen dich ja«, redete er mir zu, »du bist ein gutes Kind, du wirst uns helfen.« »Helfen? Wem helfen?«, wollte ich – so scheint es mir – er-

widern, aber ich schwieg, ich starrte schweigend den Direktor an. Von dem, was danach geschah, ist mir fast nichts ins Gedächtnis gedrungen, nur daß mich ein großes Weinen, wie nie zuvor, überkam und ich fast bewußtlos weggeführt wurde. Als ich aber zu Hause einige Stunden danach mich an den letzten Blick des Direktors zu erinnern versuchte, war es kein sachter Blick gewesen, der mich traf, sondern ein erschreckter.

Einige Tage lang behielt man mich zu Hause, dann kam ich wieder in die Schule. Die dritte Bank der mittleren Reihe war leer und ist es bis zum Ende des Schuljahrs geblieben.

Die lange Folge von Erfahrungen, die mich das problematische Verhältnis zwischen Grundsatz und Situation verstehen lehrte und mir damit das Wesen der wahren Norm erschloß, die nicht unsern Gehorsam, sondern uns selber fordert, hat mit dieser Erschütterung meiner Kindheit begonnen.

7

Das Pferd

Während der Sommerferien auf dem Gut meiner Großeltern weilend, pflegte ich mich, sooft ich es unbeobachtet tun konnte, in den Stall zu schleichen und meinem Liebling, einem breiten Apfelschimmel, den Nacken zu kraulen. Das war für mich nicht ein beiläufiges Vergnügen, sondern eine große, zwar freundliche, aber doch auch tief erregende Begebenheit. Wenn ich sie jetzt, von der sehr frisch gebliebenen Erinnerung meiner Hand aus, deuten soll, muß ich sagen: was ich an dem Tier erfuhr, war das Andere, die ungeheure Anderheit des Anderen, die aber nicht fremd blieb, wie die von Ochs und Widder, die mich vielmehr ihr nahen, sie berühren ließ. Wenn ich über die mächtige, zuweilen verwunderlich glattgekämmte, zu andern Malen ebenso erstaunlich wilde Mähne strich und das Lebendige unter meiner Hand leben spürte, war es, als grenzte mir an die Haut das Element der Vitalität selber, etwas, das nicht ich, gar nicht ich war, gar nicht ich-vertraut, eben handgreiflich das Andere, nicht ein anderes bloß, wirklich das Andere selber, und mich doch heranließ, sich mir anvertraute, sich elementar mit mir auf Du und Du stellte. Der Schimmel hob, auch wenn ich nicht damit begonnen hatte, ihm Hafer in die Krippe zu schütten, sehr gelind den massigen Kopf, an dem sich die Ohren noch besonders regten, dann schnob er leise, wie ein Verschworner seinem Mitverschwornen ein nur diesem vernehmbar werden sollendes Signal gibt, und ich war bestätigt. Einmal aber – ich weiß nicht, was den Knaben anwandelte, jedenfalls war es kindlich genug – fiel mir

über dem Streicheln ein, was für einen Spaß es mir doch mache, und ich fühlte plötzlich meine Hand. Das Spiel ging weiter wie sonst, aber etwas hatte sich geändert, es war nicht mehr Das. Und als ich tags darauf, nach einer reichen Futtergabe, meinem Freund den Nacken kraulte, hob er den Kopf nicht. Schon wenige Jahre später, wenn ich an den Vorfall zurückdachte, meinte ich nicht mehr, das Tier habe meinen Abfall gemerkt; damals aber erschien ich mir verurteilt. 5

8

Philosophen

In jener Frühzeit meines Lebens hat die Philosophie zu zwei Malen, in der Gestalt zweier Bücher, unmittelbar in meine Existenz eingegriffen, in meinem fünfzehnten und in meinem siebzehnten Jahr. 10

Die beiden Vorgänge lassen sich in den Prozeß der Aneignung einer philosophischen Bildung, der sich insbesondere auf einer gründlichen Platon-Lektüre aufbaute, nicht einfügen. Es waren Vorgänge, die die Kontinuität, die Voraussetzung aller echten Bildungsarbeit, durchbrachen, katastrophale Vorgänge, – nur daß im ersten von ihnen die Philosophie der katastrophalen Situation lösend und helfend entgegtrat, wogegen sie im zweiten nicht bloß aufrührend wirkte, sondern mich in das Reich eines sublimes Rausches entführte, dem ich erst nach langer Zeit endgültig zu entrinnen vermochte, um auf den Weg zu einer Gewißheit des Wirklichen zu gelangen. 15 20

Vom ersten dieser beiden Vorgänge habe ich anderwärts¹ erzählt, aber es muß mir daran liegen, einiges dort Berichtete stärker zu verdeutlichen.

Es heißt an jener Stelle: »Es war damals eine mir unbegreifliche Nötigung über mich gekommen: ich mußte immer wieder versuchen, mir den Rand des Raums oder dessen Randlosigkeit, eine Zeit mit Anfang und Ende oder eine Zeit ohne Anfang und Ende vorzustellen, und beides war ebenso unmöglich, ebenso hoffnungslos, und doch schien mir nur die Wahl zwischen der einen und der anderen Absurdität offen.« 25 30

Hier ist vor allem nachzutragen, daß mich damals die Frage nach der Zeit weitaus quälender als die nach dem Raum bedrängt hat. Ich wurde unwiderstehlich getrieben, den welthaften Gesamt Ablauf als faktisch fassen zu wollen, und das bedeutete, ihn, die »Zeit«, entweder als anfangend und endend oder als anfangs- und endlos zu verstehen. Beides erwies sich bei jedem Versuch, es als Wirklichkeit anzunehmen, gleicherweise als widersinnig. Ich mußte ja, wenn ich Ernst machen wollte (und eben dies zu wollen war ich immer wieder genötigt), mich entweder an den 35

Beginn der Zeit oder an den Schluß der Zeit versetzen, und da bekam ich unverzüglich das Vorher wie einen Stoß in den Nacken und das Nachher wie einen Schlag gegen die Stirn zu spüren – nein, da ist kein Anfang und kein Ende! – oder aber ich mußte mich in jene oder diese Bodenlosigkeit, ins »Unendliche« werfen lassen, und nun verwirbelte alles. So begab es sich Mal um Mal. Mathematische oder physikalische Formeln hätten mir nicht helfen können; es ging um die Wirklichkeit der Welt, in der man zu leben hatte, und die hatte das Angesicht des Absurden und Unheimlichen angenommen.

10 Da bekam ich das eine Buch in die Hand, Kants »Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik«. Darin war gelehrt, Raum und Zeit seien »nichts weiter als formale Bedingungen unserer Sinnlichkeit«, seien »nicht wirkliche Beschaffenheiten, die den Dingen an sich selbst anhängen«, sondern »bloße Formen unserer sinnlichen Anschauung«.

15 Diese Philosophie hat eine große beruhigende Wirkung auf mich ausgeübt. Ich brauchte nun nicht mehr, gepeinigt, der Zeit ein Letztes abzufragen zu suchen, sie war ja nicht über mich verhängt, sie war mein, denn sie war »unser«. Die Frage wurde für ihrem Wesen nach unlösbar erklärt, aber zugleich wurde ich von ihr, wurde ich vom Fragenmüssen
20 befreit. Kants damaliges Geschenk an mich war die philosophische Freiheit.

Etwa zwei Jahre danach bemächtigte sich meiner das andere Buch, das zwar ebenfalls das Werk eines Philosophen, aber kein philosophisches war: Nietzsches »Also sprach Zarathustra«. Ich sage: »bemächtigte sich
25 meiner«; denn hier trat mir nicht eine Lehre schlicht und gelassen gegenüber, sondern ein gewollter und gekonnter – großartig gewollter und großartig gekonnter – Vortrag stürzte auf mich zu und über mich her. Dieses Buch, vom Verfasser² als das größte Geschenk bezeichnet, das der Menschheit bisher gemacht worden sei, hat auf mich nicht in der
30 Weise einer Gabe, sondern in der Weise des Überfalls und der Freiheitsberaubung gewirkt, und es hat lang gedauert, bis ich mich loszumachen vermocht habe.

Als »die Grundkonzeption« dieses Buches wollte Nietzsche selbst eine Deutung der *Zeit* verstanden haben: ihre Deutung als »ewige Wiederkehr des Gleichen«, das heißt: als eine unendliche Folge endlicher Abläufe, die einander in allem gleichen, so daß die Endphase des Ablaufs in seine eigene Anfangsphase übergeht. Diese von ihrem Verkünder als die abgründigste Lehre gepriesene Konzeption erweist sich dem kritischen Blick als der mit stets neuen Variationen durchgespielte Vortrag
40 einer ekstatisch erlebten Denkmöglichkeit. Das »dionysische« Pathos hat sich hier keineswegs, wie Nietzsche schon früh im Sinn hatte, zum

philosophischen gewandelt; es ist dionysisch geblieben, als dessen moderne Abart, von der Begeisterung des Dionysikers an den eigenen Höhen und Tiefen hervorgebracht.

Kant hatte das sinnverwirrende Rätsel, das uns mit dem Sein der Zeit gestellt ist, nicht zu lösen unternommen; er hatte an ihm die philosophische Beschränkung vollzogen, indem er es zum Problem unseres eigenen Angewiesenseins auf die Zeitform machte. Nietzsche, der mit den philosophischen Selbstbescheidungen nichts zu tun haben wollte, setzte an die Stelle eines der Urgeheimnisse der Zeit, des offenbaren Geheimnisses der Einmaligkeit alles Geschehens, das Scheingeheimnis der »ewigen Wiederkehr des Gleichen«.

Am Geist des Siebzehnjährigen vollzog sich, wiewohl er diese Konzeption nicht annahm und nicht annehmen konnte, doch eine gleichsam negative Verführung. Wie er mir, nach so vielen Jahren, in der Erinnerung erscheint, hätte sich ihm von Kant her, der die Zeit als Form »unserer« Anschauung verstand, der Weg zum Fragen der Frage eröffnen können: »Wenn aber die Zeit nur eine Form ist, in der wir anschauen, wo sind ›wir‹? sind wir mitsamt der Zeit nicht sinngemäß im Zeitlosen? sind wir nicht in der Ewigkeit?« Damit ist freilich eine gänzlich andere Ewigkeit gemeint als die kreisartige, die Zarathustra als das »Fatum« liebt; die in sich unerfaßliche ist gemeint, die die Zeit aus sich entsendet und uns in *das* Verhältnis zu ihr setzt, das wir das Dasein nennen, und wer dies erkennt, dem zeigt die Wirklichkeit der Welt kein Angesicht des Absurden und Unheimlichen mehr: weil Ewigkeit ist. Daß mir der Zugang zu diesem Weg lang verschlossen blieb, ist zu einem nicht geringen Teil auf jene Berückung durch »Zarathustra« zurückzuführen³.

9

Wien

Das erste Jahr der Universitätsstudien verbrachte ich in Wien, der Stadt meiner Geburt und frühesten Kindheit. Die losen, flächigen Erinnerungsbilder schienen aus dem großen körperhaften Zusammenhang wie Scheibchen einer magischen Laterne hervor, aber auch manche Gegend, die ich nicht gesehen haben konnte, sprach mich als ein Bekanntes an. Die heimatliche Fremde lehrte einen täglich, wiewohl in noch undeutlicher Sprache, daß man die Welt anzunehmen und sich von ihr annehmen zu lassen habe, sie nämlich sei bereit. Etwas fundierte sich damals, was in späteren Jahren durch keine der zeitalterlichen Problematiken hat umgegossen werden können.

Die Vorlesungen jener zwei Semester, auch die bedeutender Gelehrten, haben auf mich nicht bestimmend eingewirkt. Nur etliche Seminare, in die ich vorzeitig eingetreten war, vielmehr das Seminar als solches übte sogleich einen starken Einfluß aus: der geregelte und doch freie Umgang
5 zwischen Lehrer und Schülern, das gemeinsame Interpretieren von Texten, an dem der Meister zuweilen mit einer seltsamen Demut teilnahm, als erführe auch er eben jetzt etwas, und das mitunter von aller schulmäßigen Geläufigkeit befreite Tauschen von Frage und Antwort, all dies erschloß mir, intimer als irgendeins der gelesenen Bücher, die eigentliche
10 Tatsache des Geistes, als eines »Zwischen«.

Was aber am stärksten auf mich wirkte, war das Burgtheater, in das ich mich oft, zuweilen Tag um Tag, nach mehrstündigem »Anstellen« drei Treppen hoch stürzte, um einen Platz auf der obersten Galerie zu erbeuten. Wenn dann tief unten vor mir der Vorhang aufging und ich in die
15 Ereignisse des dramatischen Agon als, wie spielhaft auch, dennoch jetzt und hier sich begebend blicken durfte, war es doch das Wort, das »richtig« gesprochene Menschenwort, was ich recht eigentlich in mich aufnahm. Die Sprache – hier erst, in dieser Welt der Fiktion aus Fiktion, gewann sie ihre Adäquatheit; gesteigert erschien sie wohl, aber zu sich
20 selber. So war es jedoch nur so lange, bis etwa – was immerhin mitunter geschah – einer für ein Weilchen ins Rezitieren, ein »edles« Rezitieren, geriet; da zerbrach mir, mit der echten Gesprochenheit der Sprache, der dialogischen oder auch monologischen (sofern der Monolog eben ein Anreden der eigenen Person als eines Mitmenschen und keine Rezitation
25 war), diese ganze, aus Überraschung und Gesetz geheimnisvoll gebaute Welt, – bis sie nach Augenblicken, mit der Wiederkehr des Gegenüber, neu erstand.

Seither ist es manchmal vorgekommen, mitten in der Beiläufigkeit des Alltags, daß ich, etwa in einem Wirtshausgarten der Vorlandschaft Wiens
30 sitzend, in dem vom Nachbartisch zu mir dringenden Streitgespräch zweier ausruhender Marktweiber über die sinkenden Preise, die Gesprochenheit der Sprache, das Laut werdende Einander vernahm.

10

Ein Vortrag

35 Mein drittes Semester, während dessen ich das 20. Lebensjahr vollendete, verbrachte ich in Leipzig.

Was dort am stärksten auf mich gewirkt hat, war zweifellos das Hören von Bachs Musik, und zwar Bachs Musik so gesungen und gespielt –

dessen war ich damals gewiß und bin ich gewiß geblieben –, wie Bach selber wollte, daß sie gesungen und gespielt werde. Aber ich würde vergeblich zu sagen unternehmen, ja, ich kann es nicht einmal mir selbst klarmachen, auf welche Weise Bach mein Leben beeinflußt hat; offenbar wurde der Grundton meines Lebens irgendwie modifiziert und erst von da aus auch der Gedanke. Überhaupt bin ich außerstande, in diesen autobiographischen Fragmenten von so großen und geheimnisvollen Dingen zu berichten. Hingegen sei hier etwas Geringfügiges erzählt, das sich damals begab und, wie sich später herausstellte, nicht unwichtig war. 5

Ich hatte seit einiger Zeit mich mit den Reden und Schriften Ferdinand Lassalles und auch mit seiner Biographie beschäftigt. Ich bewunderte an ihm die geistige Leidenschaft und die Bereitschaft, wie in dem öffentlichen so im persönlichen Leben die Existenz einzusetzen. Was an seiner Natur offenkundig problematisch war, fiel unter den Tisch; es ging mich eben nicht an. Als mich ein sozialistischer Verein, dessen Veranstaltungen ich ein paarmal besucht hatte, aufforderte, dort einen Vortrag zu halten, entschloß ich mich, über Lassalle zu sprechen und tat es. Der Vortrag, den ich hielt, war das Bild eines Heros nach dem Muster Carlyles. Ich zeigte ein Schicksal auf, das von Anbeginn tragisch angelegt war und dessen Tragik sich wie im Wege des Wortes – Scheitern des Unterfangens, eine neue Gesellschaft zu fundamentieren – so in dem des Lebens bis zu dem widersinnigen und doch symbolisch bedeutsamen Tode darstellte. 10 15 20

Als ich geendet hatte, war der Beifall groß. Dann trat ein alter Mann auf mich zu. Er war, wie er mir sogleich berichtete, seines Zeichens Schneider und hatte in seiner Jugend dem engsten Kreise Lassalles angehört. Er ergriff meine Hand und hielt sie lange fest. Danach blickte er mich enthusiastisch an und sagte: »Ja! So, so ist er gewesen!« 25

Ein fast zärtliches Gefühl wandelte mich an: »Wie gut ist das, so bestätigt zu werden!« Aber schon sprang mich jäh ein Schreck an und durchstieß die leichtfertige Freude: »Nein, sondern ich, ich bin der Bestätiger gewesen, der lügenhafte Bestätiger eines Idols!« 30

Das wahre, das verhohlene, verstoßene Ergebnis meiner Lassalle-Studien offenbarte sich im Nu: das Wissen um den unbändigen Widerspruch, der in einem kühnen und eitlen Herzen gebrannt hatte und aus ihm in die Menschenwelt gestürzt war. Ich stammelte dem Schneider einen Gruß zu und entflo. 35

In den folgenden Wochen versuchte ich, mit höchst unzulänglichen Mitteln und dem gebührenden Mißerfolg, die zermalmte Heroenbüste durch eine Art von analytischer Darstellung zu ersetzen; diese erwies sich als eine nur scheinbar rechtmäßigere Simplifikation. Langsam, zaghaft, 40

beharrlich wuchs die Einsicht in die Wirklichkeit menschlichen Daseins und in die spröde Möglichkeit, ihr gerecht zu werden. Bach half mir.

11

Sache und Person

5 Es war am sechsten Zionisten-Kongreß, 1903, Theodor Herzl hatte seine fulminante Rede gegen die Opposition gehalten und darin auf die Kritik Davis Trietschs weniger mit sachlichen Argumenten als mit einer persönlichen Gegenkritik erwidert, in der er sich mit Trietschs eigener kolonialisatorischer Tätigkeit befaßte. Der Haupthieb war ein Protokoll, das man mit einem »Opfer« dieser Tätigkeit aufgenommen hatte.

10 Um es vorweg klarzustellen: der Hieb war – ganz abgesehen davon, daß er die Person statt der Sache treffen wollte – mit einem nicht korrekten Degen geführt worden: das »Opfer« war kein Opfer, und das Protokoll ... nun, es war ein Protokoll. Herzl hatte seine Waffe optima fide
15 geschwungen, daran hat nie ein Zweifel bestanden; aber er hatte sie sich vorher nicht genau genug angesehen.

Nach der Rede zog er sich ins Präsidialzimmer zurück. Bald darauf begaben Berthold Feiweil und ich uns dahin, um ihn als Trietschs Freunde auf die Unhaltbarkeit seiner Beschuldigungen hinzuweisen und die
20 Einsetzung eines Ausschusses zu deren Nachprüfung zu fordern. Auf dem kurzen Weg in den Präsidialraum war ich in einer tiefen Erregung. Ich hatte ja schon seit dem vorhergehenden Kongreß in entschiedener Opposition zu Herzl gestanden; aber die war ganz gegenständlich gewesen, an den Menschen zu glauben hatte ich nicht einen Augenblick auf-
25 gehört – nun zum erstenmal empörte sich meine Seele, und so gewalt- sam, daß ich mich jetzt noch körperlich daran erinnere. Als ich jedoch das Zimmer betrat, verwandelte sich über dem Anblick, der mich traf, im Nu meine Erregung, das eben noch schütternde Herz erstarrte.

Im Zimmer waren nur Herzl und seine Mutter. Frau Jeannette saß in
30 einem Lehnstuhl, unbeweglich, stumm, aber Stirn und Augen von der lebendigsten Teilnahme überstrahlt, herrlich im Teilnehmen, wie ich es von meiner Großmutter her kannte. Herzl ging in großen Schritten durchs Zimmer, auf und nieder, wahrhaftig wie ein Löwe im Käfig. Seine Weste war aufgeknöpft, seine Brust hob und senkte sich, ich hatte nie
35 geahnt, daß er, dessen Gebärden immer gemeistert und meisterlich waren, so wild atmen konnte. Seine Blässe fiel mir erst etwas später auf, so zuckte und brannte sein Blick.

Sogleich war mir zwingend offenbar geworden: es war unmöglich, hier

innerlich Vertreter *einer* Seite zu bleiben. Dort war ein Mensch, mein Freund und Mitkämpfer, wund, ein öffentliches Unrecht war ihm geschehen; aber hier war, der das Unrecht getan, die Wunde geschlagen hatte, ein Mensch, auch irreführt noch mein Führer, eiferkrank, bis zur Selbstverzehrung eifernd für seinen Glauben. 5

Für den Vierundzwanzigjährigen war das eine der ersten Stunden, in denen er den Boden der Tragödie betrat, wo das Rechthaben aufhört. Es gibt nur eins zu lernen, was noch größer ist: wie aus dem Grab des Rechthabens das Recht aufersteht. Aber das habe ich erst viel später gelernt.

Unsre Aufgabe war innerlich unausführbar geworden; denn diesem Mann gegenüber hätte man im Grunde von »seiner Sache«, die er so lebte, nur an die – Wahrheit seiner Sache appellieren können, und wer hätte das vermocht? Aber selbstverständlich führten wir unseren Auftrag aus: wir wiesen hin, worauf hinzuweisen, forderten, was zu fordern wir befugt und verpflichtet waren. 15

Herzl ging weiter die Stube auf und nieder, und es war nicht zu merken, ob er uns zuhörte. Ich sah zwischendurch seine Mutter an – ihr Gesicht hatte sich verdunkelt, es war etwas da, was mich erschreckte, ich wußte nicht, was es war, es war da.

Plötzlich aber blieb Herzl vor uns stehen und redete uns an. Der Ton, in dem er redete, war durchaus nicht der, den man hätte erwarten mögen – es war ein leidenschaftlicher, aber lächelnder Ton, obgleich auf seinen Lippen kein Lächeln lag. »Noch ganz anders hätte ich ihn vorgenommen!« rief er, »noch ganz anders hätte ich ihn vorgenommen! Aber da hatte sich vor der Tribüne, unmittelbar mir gegenüber, ein Mädchen hingestellt – seine Braut, wie ich gehört habe –, die stand nun da und blitzte mich an mit diesen ihren Augen, – ich sage Ihnen: eine wunderbare Person! Da konnte ichs nicht.« 20 25

Und nun lächelte auch sein Mund, wie befreit. Und wer hätte nicht mitgelächelt? Der Charmeur »Told« lächelte auf seine romantische Weise, ich vermutlich wie ein Schuljunge, der draufkommt, daß Horaz wirkliche Freunde und wirkliche Geliebte meinte, und auch die alte, nein, gar nicht alte Edeldame im Lehnstuhl hatte auf ihrem wieder erhellten Antlitz ein Lächeln stehn, wie ichs nur an den Jüdinnen jenes Geschlechts wahrgenommen habe – das Geheimnis dieses Lächelns ist verschollen. 30 35

Zu entgegnen gab es nun nichts mehr. Die Unsachlichkeit des Angriffs mußte ja, von der Unsachlichkeit dieses Schonungsbekenntnisses beleuchtet, nur noch bedenklicher erscheinen. Und doch ...!

Wir entledigten uns unsrer Aufgabe – es ging nun alles glatt, unpersönlich und hindernislos vonstatten – und verabschiedeten uns. Es war das letzte Mal, daß ich Herzl in solcher Nähe sah. 40

Seither – noch nicht zunächst, da wollte ich dem Bild nicht nachsinnen, aber nachdem der »Bote«, dessen namenlose Gegenwart mich damals erschreckte, sein Werk getan hatte⁴ – habe ich oft über jene Begebenheit nachgedacht.

5 Wie stand denn nun eigentlich Herzl zu Sache und Person? Und wie ist das überhaupt, »Sache« und »Person«?

Daß für Herzl seine Sache unablösbar mit seiner Person verknüpft war, hat sich etwa in seinem Kampf gegen Achad Haam⁵, wo er uns Junge, die zu diesem hielten, aufforderte, uns »zur *Bewegung* zurückzufinden«,
10 deutlich genug kundgegeben; und so ist es ja wohl bei den meisten geschichtlich agierenden Menschen. Seine Grundanschauung war sicherlich, daß es wenig Sinn habe, Prinzipien und Methoden zu diskutieren, da es letztlich nicht auf sie ankomme, sondern auf die Person, die mit ihrer Durchführung und Anwendung betraut ist, mit anderen Worten:
15 die sich ihrer bedient, die mittels ihrer dient – wem dient? eben der Sache, die mit der Person unlösbar verknüpft ist? Wir geraten anscheinend in einen Zirkel. Aber betrachten wir das Problem von der anderen Seite, von der Seite des Volkes; denken wir etwa an Max Webers Auffassung, wonach die echte Demokratie darin besteht, einen Führer ein-
20 zusetzen, dem man vertraut, und ihm Gefolgschaft zu leisten, solange er seinen Auftrag erfüllt, aber wenn er versagt, ihn zur Verantwortung zu ziehen, zu richten, abzusetzen, ja »an den Galgen mit ihm!« Die Sache also wäre so lange mit der Person verknüpft, als deren »Charisma«, mit Weber zu sprechen, d. h. deren führerische Mächtigkeit sich wirksam er-
25 weist. Von hier aus können wir Herzls Haltung zu seinen Kritikern verstehen, es ist die charismatische; darum antwortet er nicht: »Du hast unrecht, denn es verhält sich so und so«, sondern: »Du hast unrecht, denn du bist keiner, der es richtig machen kann, du hast das Charisma nicht.«

30 Hat diese Auffassung aber recht oder unrecht? Mit einer der billigen, aus mediokrer Politik und mediokrer Moral gemischten Ideologien ist sie nicht abzutun. Die bisherige »Weltgeschichte« gibt ihr recht. Nur unsere Hoffnung auf ein anderes Führertum und ein anderes Geführtwerden, auf eine wirklich dialogische Beziehung zwischen beiden gibt ihr un-
35 recht. Auf jeden Fall halten die Kategorien des Sachlichen und des Unsachlichen, die uns so geläufig waren, in Wahrheit dem Problem, das sich uns aufgetan hat, nicht stand.

Aber die Braut mit den blitzenden Augen! Das ist denn doch wohl schlimme Unsachlichkeit?! Ich weiß nicht. Sollte nicht etwa durch diesen
40 Eindruck, daß sein Gegner einen, sei's auch nur einen, Menschen hatte, der so für ihn einstand, Herzl von der Frage angewandelt worden sein,

ob es nicht doch noch eine andere Wirklichkeit gebe als die der offenbaren Weltgeschichte, eine verborgene, ohnmächtige, weil eben nicht zur Macht gelangte? und ob es nicht also wohl auch Berufene geben könne, die nicht zur Macht auserwählt worden sind und doch das Wesen von Berufenen haben? ob den Momenten, die die einen von den andern scheiden, nicht vielleicht übermäßiges Gewicht beigemessen werde? ob der Erfolg die einzige Beglaubigung sei? ob nicht den Menschen des Mißerfolgs zuweilen ein später, etwa posthumer, etwa auch noch anonymer, Sieg beschieden sei, den eben die Geschichte zu verzeichnen sich weigert? ja ob nicht, wo auch dies ausbleibt, dennoch zu diesen Preisgegebenen ein Ja und ein Segen gesprochen ist, ein Wort, das sie bestätigt? ob es nicht ein »dunkles« Charisma gibt? Der geschichtlich agierende Mensch läßt sich von solchen Fragen nicht übermannen, denn täte er das, müßte er ja verzweifeln und abtreten; aber die Augenblicke, in denen sie ihn berühren, sind die eigentlich religiösen Augenblicke seines Lebens.

12

Der Zaddik

In meiner Kindheit brachte ich jeden Sommer auf einem Gut in der Bukowina zu. Da nahm mich mein Vater zuweilen in das nahe Städtchen Sadagora mit. Sadagora war der Sitz einer Dynastie von »Zaddikim« (Zaddik: Gerechter, Bewährter, Vollkommener), das ist von chassidischen Rabbis. Die »Gebildeten« reden von »Wunderrabbis« und glauben Bescheid zu wissen. Aber sie wissen, wie es nun einmal den »Gebildeten« in solchen Dingen geht, nur um die äußerste Oberfläche Bescheid. Wohl ist die legendäre Größe der Ahnen in den Enkeln geschwunden, und etliche bemühen sich, durch allerlei kleine Magie ihre Macht zu bewahren; aber all ihr Treiben vermag das angeborene Leuchten ihrer Stirn nicht zu verdunkeln, die angeborene Erhabenheit ihrer Gestalt nicht zu verzerren: ihr unwillkürlicher Adel spricht zwingender als all ihre Willkür. Und wohl lebt in der heutigen Gemeinde nicht mehr jener hohe Glaube der ersten Chassidim, jene starke Hingabe der Ersten, die im Zaddik den vollkommenen Menschen ehrten, in dem das Unsterbliche seine sterbliche Erfüllung findet; vielmehr wenden sich die Späteren an ihn vornehmlich als an den Mittler, durch dessen Fürsprache sie Stillung ihres Bedürfnisses zu erlangen hoffen; aber es ist immer noch, ihrem niedern Wollen entrückt, ein Schauer urchiefer Ehrfurcht, der sie ergreift, wenn der »Rebbe« im stummen Gebet steht oder beim dritten

Sabbatmahl in zögernder Rede das Geheimnis der Tora deutet. Auch in diesen Abgearteten glüht noch, im ungekannten Grund ihrer Seelen, das Wort des Rabbi Eleasar fort, um des vollkommenen Menschen (»Zaddik«) willen, und sei es um eines einzigen willen, sei die Welt erschaffen worden.

5 Dies habe ich damals, als Kind, in dem schmutzigen Städtchen Sadagora von der »finstern« chassidischen Masse, der ich zusah, erfahren – wie ein Kind solche Dinge erfährt, nicht als Gedanken, sondern als Bild und Gefühl: daß es der Welt um den vollkommenen Menschen zu tun ist und daß der vollkommene Mensch kein anderer ist als der wahrhafte Helfer. Wohl wird der Zaddik jetzt wesentlich um Hilfe in recht irdischen Nöten angegangen; aber ist er nicht trotzdem der Möglichkeit nach immer noch, als was er einst gedacht und eingesetzt worden ist: der Helfer im Geist, der Lehrer des Weltsinns, der Führer zu den göttlichen Funken? 10 Wohl ist die ihm anvertraute Macht von den Gläubigen mißdeutet, von ihm selber mißbraucht worden; aber ist sie nicht im Grunde eine legitime, *die* legitime Macht, diese Macht der hilfreichen Seele über die bedürftigen, liegt in ihr nicht der Keim künftiger Ordnungen? 15

Im Jahr 1910 oder 1911, wieder in der Bukowina, unweit von Sadagora, nämlich in der Landeshauptstadt Czernowitz, ging ich nach einem Vortrag, den ich dort gehalten hatte, mit einigen Mitgliedern der Studentenverbindung, von der der Abend veranstaltet worden war, in ein Kaffeehaus, um, wie es mir lieb war, der Rede vor vielen, deren Form keine Gegenrede gestattet, ein Gespräch mit wenigen folgen zu lassen, wo die 25 Anschauung sich im Eingehen auf Einwand und Frage unmittelbar darlegt und Persönliches auf Persönliches wirkt.

Wir erörterten gerade ein moralphilosophisches Thema, als an unseren Tisch ein gutgewachsener, bürgerlich blickender Jude in mittleren Jahren trat und mich begrüßte. Meinen wohl ein wenig fremden Gegen- 30 gruß beantwortete er durch die eines leichten Vorwurfs nicht entbehrenden Worte: »Herr Doktor! Sie erkennen mich nicht?« Als ich verneinen mußte, stellte er sich mir als M., den Bruder eines früheren Ökonomen meines Vaters, vor. Ich forderte ihn auf, sich zu uns zu setzen, ließ mich über seine Lebensumstände unterrichten und nahm sodann das Gespräch mit den jungen Leuten wieder auf. M. lauschte der Erörterung, die eben eine Wendung zu etwas abstrakten Formulierungen genommen hatte, mit gespannter Aufmerksamkeit. Es war offenbar, daß er kein Wort verstand; die Andacht, mit der er jedes aufnahm, glich der von Gläubigen, die den Inhalt einer Litanei nicht zu kennen brauchen, da ihnen die 35 Fügung der Laute und Töne allein alles gibt, dessen sie bedürfen, und 40

mehr, als irgendein Inhalt vermöchte. Nach einer Weile fragte ich ihn dennoch, ob er mir vielleicht etwas zu sagen hätte; ich würde gern mit ihm beiseite gehen und seine Angelegenheit besprechen. Er wehrte heftig ab. Das Gespräch setzte wieder ein und mit ihm M.s Lauschen. Als eine weitere halbe Stunde verstrichen war, befragte ich ihn von neuem, ob er nicht etwa einen Wunsch habe, den ich ihm erfüllen könnte; er dürfe auf mich rechnen. Nein, nein, er habe keinen Wunsch, versicherte er. Es war spät geworden; aber ich fühlte mich, wie es einem in solchen Stunden lebhafter Wechselwirkung geschieht, nicht müde, vielmehr frischer als zuvor, und beschloß, mit den jungen Leuten einen Spaziergang zu machen. In diesem Augenblick näherte M. sich mir mit einer unsäglich schüchternen Gebärde. »Herr Doktor«, sagte er, »ich möchte Sie etwas fragen.« Ich bat die Studenten zu warten und setzte mich mit ihm an einen Tisch. Er schwieg. »Fragen Sie nur, Herr M.«, sprach ich ihm zu; »ich will Ihnen gern, so gut ich kann, Auskunft geben.« »Herr Doktor«, sagte er, »ich habe eine Tochter.« Er hielt inne; dann fuhr er fort: »Und ich habe auch einen jungen Mann für meine Tochter.« Wieder eine Pause. »Es ist ein Jurist. Er hat die Prüfungen mit Auszeichnung bestanden.« Er hielt wieder inne, diesmal etwas länger. Ich sah ihn aufmunternd an; ich vermutete, er wolle mich ersuchen, mich für den künftigen Eidam irgendwie zu verwenden. »Herr Doktor«, fragte er, »ist das ein ordentlicher Mensch?« Ich war überrascht, fühlte aber, daß ich eine Antwort nicht verweigern durfte. »Nun, Herr M.«, erklärte ich, »nach dem, was Sie sagen, ist wohl anzunehmen, daß er fleißig und tüchtig ist.« Doch er fragte weiter. »Herr Doktor«, sagte er, »ist er aber auch ein ›guter Kopf‹?« – »Das ist schon schwerer zu beantworten«, erwiderte ich; »aber immerhin wird er's mit Fleiß allein nicht geschafft haben, er dürfte also wohl auch was im Kopf haben.« Noch einmal hielt M. inne; dann fragte er, offenbar als Letztes: »Herr Doktor, soll er nun zum Gericht oder zu einem Advokaten gehen?« – »Darüber kann ich Ihnen nicht Auskunft geben«, antwortete ich; »ich kenne ja den jungen Mann nicht, und auch wenn ich ihn kannte, würde ich ihn in diesem Punkte kaum zu beraten vermögen.« Da aber sah mich M. mit einem fast schwermütig verzichtenden, halb klagenden, halb begreifenden Blick an und sprach in einem unbeschreiblichen, aus Betrübniß und Demut gemischten Ton: »Herr Doktor, Sie *wollen* nicht sagen – nun, ich danke Ihnen dafür, was Sie mir gesagt haben.«

Als Kind hatte ich ein Bild des Zaddiks empfangen und durch die befleckte Wirklichkeit hindurch die reine Idee, die Idee des wahrhaften Führers einer wahrhaften Gemeinde zu ahnen bekommen. Zwischen Jugend und Mannesalter war mir dann aus der Erkenntnis der chassi-

dischen Lehre diese Idee als die des vollkommenen, Gott in der Welt verwirklichenden Menschen aufgegangen. Jetzt aber erblickte ich im Schein des scherzhaften Ereignisses die führende Funktion dieses Menschen in meiner inneren Erfahrung. Ich, wahrlich kein Zaddik, kein in Gott gesicherter, sondern ein vor Gott gefährdeter, ein immer neu um Gottes Licht ringender und immer neu an Gottes Abgründen vergehender Mensch, erlebte, nach Trivialem befragt und Triviales entgegnend, dennoch den wahren Zaddik, den nach Offenbarendem Befragten und Offenbarendes Entgegnenden, von innen – damals zum erstenmal. Ich erlebte ihn in dem Grundverhalten seiner Seele zur Welt: in seiner Verantwortung.

13

Der Stab und der Baum

Nach einem Abstieg, zu dem ich ohne Rast das Spätlicht eines vergehenden Tages hatte nutzen müssen, stand ich am Rande einer Wiese, nun des sicheren Weges gewiß, und ließ die Dämmerung auf mich niederkommen. Unbedürftig einer Stütze und doch willens, meinem Verweilen eine Bindung zu gewähren, drückte ich meinen Stab gegen einen Eichenstamm. Da fühlte ich zwiefach meine Berührung des Wesens: hier, wo ich das Holz hielt, und dort, wo es die Rinde traf. Scheinbar nur bei mir, fand ich dennoch dort, wo ich den Baum fand, mich selber.

Damals erschien mir das Gespräch. Denn wie jener Stab ist die Rede des Menschen, wo immer sie echte Rede, und das heißt: wahrhaft hingewandte Anrede ist. Hier, wo ich bin, wo Ganglien und Sprachwerkzeuge mir helfen, das Wort zu formen und zu entsenden, hier »meine« ich ihn, an den ich es entsende, ich intendiere ihn, diesen einen unverwechselbaren Menschen. Aber auch dorthin, wo er ist, ward etwas von mir delegiert, etwas, das gar nicht substanzartig ist wie jenes Beimirsein, sondern reine Vibration und ungreifbar; das weilt dort, bei ihm, dem von mir gemeinten Menschen, und nimmt teil am Empfangen meines Wortes. Ich umfasse ihn, zu dem ich mich wende.

14

Frage und Antwort

Es war im Mai des Jahres 1914 (wir lebten, meine Frau und ich und unsere beiden Kinder, nun schon etwa 8 Jahre in einem Vorort von Berlin),

als Reverend Hechler, den ich lange Zeit nicht gesehen hatte, bei mir anrief: er sei gerade in Berlin und würde mich gern aufsuchen. Bald danach kam er.

Ich hatte Hechler im Herbst 1899 im Eisenbahnwagen kennengelernt. Der viel ältere Mann begann ein Gespräch mit mir, in dem wir bald erfuhr, daß wir Gesinnungsfreunde waren: er stand als in einem aktuellen eschatologischen Glauben lebender Christ der zionistischen Bewegung nah, der ich seit kurzem angehörte. Die Rückkehr des jüdischen Volkes in seine Heimat war ihm die verheißene Voraussetzung für die Wiederkehr Christi. Er reiste gerade zum Großherzog von Baden, mit dem er einige Zeit vorher Theodor Herzl, den Führer der Bewegung, in deren Interesse bekannt gemacht hatte. Er war Prinzenzieher gewesen und wurde an manchen europäischen Höfen hoch geschätzt.

Der Gang des Gesprächs brachte es mit sich, daß ich Hechler das Manuskript eines kurz vorher von mir verfaßten Hymnus auf das erwachende jüdische Volk übergab, der ihn (völlig unbegründeterweise) so begeisterte, daß er erklärte, ihn dem Großherzog vorlesen zu müssen. Er hat bald danach nicht bloß dies getan, sondern hat das fragwürdige Opusculum ohne mein Wissen veröffentlicht.

Als ich Hechler die Tür meiner Berliner Wohnung öffnete, fiel mir auf, wie gealtert, aber auch, wie aufrecht er war. Nach der warmen gegenseitigen Begrüßung holte er aus einer der Riesentaschen seines Havelocks ein in blauweißes Tuch gehülltes Konvolut hervor und aus ihm zunächst das Manuskript samt Korrekturabzug jenes Gedichts von 1899, dann aber ein großes Blatt, das er langsam entfaltete. Es war eine graphische Darstellung der Weissagung Daniels, auf der er mir, gleichsam auf einer Landkarte der Geschichtszeit, den genauen Punkt bezeichnete, an dem wir uns eben jetzt befänden. Dann fügte er erläuternd hinzu: »Lieber Freund! Ich komme von Athen (er war früher unter anderem Erzieher griechischer Prinzen gewesen). Ich habe an der Stelle gestanden, wo Paulus zu den Athenern vom unbekanntem Gott sprach. Und jetzt komme ich zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß in diesem Jahr der Weltkrieg ausbrechen wird.«

Die Gewißheit, die sich in diesem Satz äußerte, stammte, wie ich erst später verstanden habe, aus einer eigentümlichen Verschmelzung von Sphären: die gläubige Daniel-Deutung war von der an den Höfen Europas herzugeströmten Materie durchsetzt und konkretisiert worden, ohne daß eine Kenntnis dessen, was sich so in der Tiefe der Seele begab, ins Bewußtsein gedrungen wäre. Was mich aber in dem ausgesprochenen Satz am stärksten traf, war das Wort »Weltkrieg«, das ich damals zum ersten Mal hörte. Was war das – so fragte ich mich, wiewohl noch keines-

wegs deutlich genug – für ein »Krieg«, der die »Welt« umgriff? Offenbar doch etwas wesentlich anderes als was man bisher »Krieg« genannt hatte! Von jener Stunde datiert bei mir die fortan wachsende Ahnung, die Geschichtszeit der »Kriege« sei vorüber, und etwas anderes, nur scheinbar
5 Gleichartiges, aber immer differenter und monströser Werdendes schicke sich an, die Geschichte und mit ihr den Menschen zu verschlingen.

Hechler blieb noch einige Stunden bei uns. Dann begleitete ich ihn zum Bahnhof. Um dahin zu kommen, ging man zuerst die kleine Straße der »Kolonie«, in der wir wohnten, zu Ende und dann einen schmalen
10 kohlenstaubbedeckten Weg, den sogenannten »schwarzen Weg«, am Bahngleis entlang. Als wir an der Ecke der Koloniestraße und dieses Wegs angelangt waren, blieb Hechler stehn, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: »Lieber Freund! Wir leben in einer großen Zeit. Sagen Sie mir: Glauben Sie an Gott?« Es dauerte eine Weile, ehe ich ant-
15 wortete, dann beruhigte ich den alten Mann, so gut ich konnte: er brauche sich in diesem Belange um mich keine Sorge zu machen. Hierauf brachte ich ihn zum Bahnhof und setzte ihn in seinen Zug.

Als ich aber nun heimging und wieder an jene Ecke kam, wo der schwarze Weg in unsere Straße mündete, blieb ich stehn. Ich mußte mich
20 bis auf den Grund besinnen. Hatte ich die Wahrheit gesagt? »Glaubte« ich an den Gott, den Hechler meinte? Wie verhielt es sich mit mir? Lange stand ich an der Ecke, entschlossen, nicht weiter zu gehen, ehe ich die rechte Antwort gefunden hatte.

Plötzlich erhob sie sich mir im Geist, da wo sich je und je die Sprache
25 bildet, erhob sich, ohne von mir zusammengesetzt worden zu sein, Wort für Wort ausgeprägt.

»Wenn an Gott glauben«, so hieß es, »bedeutet, von ihm in der dritten Person reden zu können, glaube ich nicht an Gott. Wenn an ihn glauben bedeutet, zu ihm reden zu können, glaube ich an Gott«. Und nach einer
30 Weile weiter: »Der Gott, der diese Stunde der Menschengeschichte, diese Stunde da vor dem »Weltkrieg«, Daniel so vorzuwissen gibt, daß der ihren festen Platz im Zug der Zeiten bestimmen kann, ist nicht mein Gott und nicht Gott. Der Gott, zu dem Daniel in seinem Leid betet, ist mein und aller Gott«.

35 Noch lange stand ich an der Ecke des schwarzen Wegs und überließ mich, nunmehr jenseits der Sprache, der Klärung, die begonnen hatte.

15
Eine Bekehrung

In jüngeren Jahren war mir das »Religiöse« die Ausnahme. Es gab Stunden, die aus dem Gang der Dinge herausgenommen wurden. Die feste Schale des Alltags wurde irgendwoher durchlöchert. Da versagte die zuverlässige Stetigkeit der Erscheinungen; der Überfall, der geschah, sprengte ihr Gesetz. Die »religiöse Erfahrung« war die Erfahrung einer Anderheit, die in den Zusammenhang des Lebens nicht einstand. Das konnte mit etwas Geläufigem beginnen, mit der Betrachtung irgendeines vertrauten Gegenstands, der dann aber unversehens und unheimlich wurde, zuletzt durchsichtig in die Finsternis des Geheimnisses selber mit ihren Blitzen. Doch konnte auch ganz unvermittelt die Zeit zerreißen, – erst der feste Weltbau, danach die noch festere Selbstgewißheit versprühte, und man, das wesenlose Man, das man nur noch war, das man nicht mehr wußte, wurde der Fülle ausgeliefert. Das »Religiöse« hob einen heraus. Drüben war nun die gewohnte Existenz mit ihren Geschäften, hier aber waltete Entrückung, Erleuchtung, Verzückung, zeitlos, folgelos. Das eigene Dasein umschloß also ein Dies- und ein Jenseits, und es gab kein Band außer jeweils dem tatsächlichen Augenblick des Übergangs. Die Unrechtmäßigkeit einer solchen Aufteilung des auf Tod und Ewigkeit zuströmenden Zeitlebens, das sich ihnen gegenüber nicht anders erfüllen kann, als wenn es eben seine Zeitlichkeit erfüllt, ist mir durch ein Ereignis des Alltags aufgegangen, ein richtendes Ereignis, richtend mit jenem Spruch geschlossener Lippen und unbewegten Blicks, wie ihn der gängige Gang der Dinge zu fällen liebt.

Es ereignete sich nichts weiter, als daß ich einmal, an einem Vormittag nach einem Morgen »religiöser« Begeisterung, den Besuch eines unbekanntem jungen Menschen empfang, ohne mit der Seele dabei zu sein. Ich ließ es durchaus nicht an einem freundlichen Entgegenkommen fehlen, ich behandelte ihn nicht nachlässiger als alle seine Altersgenossen, die mich um diese Tageszeit wie ein Orakel, das mit sich reden läßt, aufzusuchen pflegten, ich unterhielt mich mit ihm aufmerksam und freimütig – und unterließ nur, die Fragen zu erraten, die er nicht stellte. Diese Fragen habe ich später, nicht lange darauf, von einem seiner Freunde – er selber lebte schon nicht mehr (er fiel zu Anfang des ersten Weltkriegs) – ihrem wesentlichen Gehalt nach erfahren, erfahren, daß er nicht beiläufig, sondern schicksalhaft zu mir gekommen war, nicht um Plauderei, sondern um Entscheidung, gerade zu mir, gerade in dieser Stunde. Was erwarten wir, wenn wir verzweifeln und doch noch zu einem Men-

schen gehen? Wohl eine Gegenwärtigkeit, durch die uns gesagt wird, daß es ihn dennoch gibt, den Sinn.

Seither habe ich jenes »Religiöse«, das nichts als Ausnahme ist, Herausnahme, Heraustritt, Ekstasis, aufgegeben oder es hat mich aufgegeben. Ich besitze nichts mehr als den Alltag, aus dem ich nie genommen werde. Das Geheimnis tut sich nicht mehr auf, es hat sich entzogen oder es hat hier Wohnung genommen, wo sich alles begibt, wie es sich begibt. Ich kenne keine Fülle mehr als die jeder sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung. Weit entfernt davon, ihr gewachsen zu sein, weiß ich doch, daß ich im Anspruch angesprochen werde und in der Verantwortung antworten darf, und weiß, wer spricht und Antwort heischt.

Viel mehr weiß ich nicht. Wenn das Religion ist, so ist sie einfach *alles*, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit der Zwiesprache.

Hier ist Raum auch für ihre höchsten Gestalten. Wie wenn du betest und dich damit nicht von diesem deinem Leben entfernst, sondern eben dieses Leben meinst du betend, und sei es auch nur: es herzugeben, so auch im Unerhörten und Überfallenden, wenn du von Oben angerufen wirst, angefordert, erwählt, ermächtigt, gesandt: du mit diesem deinem sterblichen Stück Leben bist gemeint, dieser Augenblick ist nicht davon herausgenommen, er lehnt sich ans Gewesene an und winkt dem noch zu lebenden Rest, du wirst nicht in einer unverbindlichen Fülle verschlungen, du wirst gewollt für die Verbundenheit.

16

Bericht von zwei Gesprächen

An drei aufeinanderfolgenden Abenden sprach ich in der Volkshochschule einer mitteldeutschen Industriestadt über den Gegenstand »Religion als Wirklichkeit«. Was ich damit meinte, war eine einfache Feststellung: daß »Glaube« nicht ein Gefühl in der Seele des Menschen ist, sondern sein Eintritt in die Wirklichkeit, in die *ganze* Wirklichkeit, ohne Abstrich und Verkürzung. Diese Feststellung ist einfach; aber sie widerspricht der Denkgewohnheit. Und so bedurfte es, um sie deutlich zu machen, dreier Abende, und zwar nicht bloß dreier Vorträge, sondern auch noch dreier Aussprachen, die auf sie folgten. Bei diesen Aussprachen fiel mir etwas auf und war mir beschwerlich. Einen großen Teil der Hörerschaft machten ersichtlich Arbeiter aus; aber keiner von ihnen ergriff das Wort. Die Redenden, die Fragen, Zweifel, Bedenken vorbrachten, waren zumeist Studenten (denn die Stadt hat eine berühmte alte Universität), doch auch allerlei andere Kreise waren vertreten; nur die

Arbeiter schwiegen. Erst am Schluß des dritten Abends klärte sich der mir schon schmerzlich gewordene Umstand auf. Ein junger Arbeiter trat auf mich zu und sagte: »Wissen Sie, wir mögen da so mitten drin nicht reden; aber wenn Sie sich morgen mit uns zusammensetzen wollen, könnten wir das Ganze mal miteinander besprechen.« Selbstverständlich stimmte ich zu. 5

Der nächste Tag war ein Sonntag. Nach dem Mittagessen kam ich an den vereinbarten Ort, und nun redeten wir miteinander wohl bis an den Abend. Unter den Arbeitern war einer, ein nicht mehr junger Mann, den ich immer wieder ansehen mußte, weil er zuhörte wie einer, der wirklich hören will. Das ist nämlich selten geworden, und am ehesten noch unter Arbeitern zu finden, denen es ja nicht um die redende Person zu tun ist, wie dem bürgerlichen Publikum so oft, sondern um das, was sie zu sagen hat. Zu dem Mann gehörte ein kuriozes Gesicht. Auf einem altflämischen Altarbild, das die Anbetung der Hirten darstellt, hat einer von ihnen solch ein Gesicht; der streckt die Arme der Krippe entgegen. Der Mann mir gegenüber sah nicht so aus, als ob er zu dergleichen Lust hätte, auch sein Gesicht war nicht aufgeschlossen wie das auf dem Bild; aber anzumerken war ihm, daß er hörte und bedachte, beides auf eine ebenso langsame wie nachdrückliche Weise. Schließlich tat auch er die Lippen auf: »Ich habe«, erklärte er langsam und nachdrücklich, eine Wendung wiederholend, die der Astronom Laplace, der Mitschöpfer der Kant-Laplaceschen Weltentstehungstheorie, im Gespräch mit Napoleon gebraucht haben soll, »die Erfahrung gemacht, daß ich diese Hypothese ›Gott‹ nicht brauche, um mich in der Welt auszukennen«. Er sprach das Wort »Hypothese« so aus, als hätte er die Vorlesungen des bedeutenden Naturforschers besucht, der in dieser Industrie- und Universitätsstadt gelehrt hatte und kurz vorher, fünfundachtzigjährig, gestorben war; der mochte wohl, wenn er nicht Zoologie, sondern Weltanschauung trieb, in ähnlichem Tonfall reden, wiewohl er die Bezeichnung »Gott« für seine Idee von der Natur nicht verschmähte. 10 15 20 25 30

Der knappe Spruch des Mannes traf mich; ich fühlte mich tiefer als von den andern angefordert, herausgefordert. Bisher hatten wir zwar sehr ernst, aber auf eine etwas lockere Weise verhandelt; nun war alles auf einmal streng und hart geworden. Von woher sollte ich dem Mann antworten, damit ihm geantwortet sei? Ich überlegte eine Weile in dieser streng gewordenen Luft. Es ergab sich mir, daß ich von seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung aus die Sicherheit erschüttern mußte, mit der er an eine »Welt« dachte, in der man »sich auskennt«. Was war das für eine Welt? Was wir Welt zu nennen pflegen, die Welt, in der es Zinnoberrot und Grasgrün, D-Dur und H-Moll, Apfel- und Wermut- 35 40

geschmack gibt, die »Sinnenwelt« – war sie etwas anderes als das Ergebnis des Zusammentreffens unserer eigentümlich beschaffenen Sinne mit jenen unvorstellbaren Vorgängen, um deren Wesensbestimmung die Physik sich je und je vergeblich bemüht? Das Rot, das wir sahen, war weder
5 dort, in den »Dingen«, noch hier, in den »Seelen« – aus dem Aneinandergeraten beider schlug es jeweils auf und leuchtete so lange, als eben ein rotempfindendes Auge und eine roterzeugende »Schwingung« sich einander gegenüber befanden. Wo blieb die Welt und ihre Sicherheit? Die unbekanntesten »Objekte« dort, die scheinbar so bekannten und doch unerfaßlichen »Subjekte« hier, und beider so wirkliche und doch so hinschwindende Begegnung, die »Erscheinungen« – waren das nicht schon
10 drei Welten, die gar nicht mehr von einer einzigen zu umgreifen waren? Was war der »Ort«, in dem wir uns diese voreinander so abgehobnen Welten miteinander zu denken vermochten, was war das Sein, das dieser
15 so fragwürdig gewordenen »Welt« ihren Halt gab?

Als ich zu Ende war, waltete in dem nun dämmernden Raum ein hartes Schweigen. Dann hob der Mann mit dem Hirtengesicht die schweren Lider, die die Zeit über gesenkt geblieben waren, zu mir und sagte langsam und nachdrücklich: »Sie haben recht.«

20 Bestürzt saß ich ihm gegenüber. Was hatte ich getan? Ich hatte den Mann an die Schwelle des Gemachs geführt, in dem das majestätische Gebild thront, das der große Physiker, der große Gläubige Pascal den Gott der Philosophen nennt. Hatte ich das gewollt? War der, zu dem ich ihn hinführen wollte, nicht der andere, der, den Pascal den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nennt, der, zu dem man du sagen kann?

25 Es dämmerte, es war spät. Am nächsten Morgen mußte ich abreisen. Ich konnte nicht, wie ich nun hätte eigentlich tun müssen, dableiben, in die Fabrik eintreten, wo der Mann arbeitete, sein Kamerad werden, mit ihm leben, sein lebensmäßiges Vertrauen gewinnen, ihm helfen, gemeinsam mit mir den Weg der Kreatur zu gehen, die die Schöpfung *annimmt*.
30 Ich konnte nur noch seinen Blick erwidern.

Einige Zeit danach war ich bei einem edlen alten Denker zu Gast. Ich hatte ihn einst bei einer Tagung kennengelernt, bei der er einen Vortrag über die Volksschule und ich einen über die Volkshochschule hielt; das
35 brachte uns zusammen; denn wir waren einig darin, daß man das Wort »Volk« beidemal im gleichen umfassenden Sinn zu verstehen habe. Damals hatte es mich freudig überrascht, wie der Mann mit den stahlgrauen Locken uns zu Beginn seiner Rede ersuchte, alles zu vergessen, was wir von seinen Büchern her über seine Philosophie zu wissen glaubten: in
40 den letzten Jahren – und das waren Kriegsjahre gewesen – sei ihm die

Wirklichkeit so nah gerückt, daß er alles habe neu besehen und dann eben auch neu bedenken müssen. Altsein ist ja ein herrliches Ding, wenn man nicht verlernt hat, was *anfangen* heißt; dieser alte Mann hatte es vielleicht gar im Alter erst gründlich erlernt; er tat gar nicht jung, er war wirklich so alt wie er war, aber auf eine junge, anfangskundige Weise. 5

Er lebte in einer andern, westlicher gelegenen Universitätsstadt. Als mich die dortige Theologenschaft einlud, zu ihr über Prophetie zu sprechen, wohnte ich bei dem alten Mann. Es war ein guter Geist in seinem Haus: der Geist, der ins Leben will und dem Leben nicht vorschreibt, wo es ihn einlassen soll. 10

An einem Morgen stand ich früh auf, um Korrektur zu lesen. Am Abend vorher hatte ich Bürstenabzüge der Vorrede eines Buches von mir bekommen, und da diese Vorrede ein Bekenntnis war⁶, wollte ich sie recht sorgfältig noch einmal lesen, ehe sie gedruckt wurde. Nun nahm ich sie in das Arbeitszimmer hinunter, das mir für den Fall, daß ich es brauchen würde, angeboten war. Hier aber saß schon der alte Mann an seinem Schreibtisch. Unmittelbar an den Gruß knüpfte er die Frage, was ich da in der Hand hätte, und als ich es ihm sagte, fragte er weiter, ob ich ihm nicht vorlesen wolle. Ich tat es gern. Er hörte freundlich, aber offenbar erstaunt, ja mit wachsendem Befremden zu. Als ich zu Ende war, sagte er zögernd, dann, von dem gewichtigen Anliegen hingerissen, immer leidenschaftlicher: »Wie bringen Sie das fertig, so Mal um Mal ›Gott‹ zu sagen? Wie können Sie erwarten, daß Ihre Leser das Wort in der Bedeutung aufnehmen, in der Sie es aufgenommen wissen wollen? Was Sie damit meinen, ist doch über alles menschliche Greifen und Begreifen erhoben, eben dieses Erhobensein meinen Sie; aber indem Sie es aussprechen, werfen Sie es dem menschlichen Zugriff hin. Welches Wort der Menschensprache ist so mißbraucht, so befleckt, so geschändet worden wie dieses! All das schuldlose Blut, das um es vergossen wurde, hat ihm seinen Glanz geraubt. All die Ungerechtigkeit, die zu decken es erhalten mußte, hat ihm sein Gepräge verwischt. Wenn ich das Höchste ›Gott‹ nennen höre, kommt mir das zuweilen wie eine Lästerung vor.« 15 20 25 30

Die kindlich klaren Augen flammten. Die Stimme selber flammte. Dann saßen wir eine Weile schweigend einander gegenüber. Die Stube lag in der fließenden Helle des Frühmorgens. Mir war es, als zöge aus dem Licht eine Kraft in mich ein. Was ich nun entgegnete, kann ich heute nicht wiedergeben, nur noch andeuten. 35

»Ja«, sagte ich etwa, »es ist das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden. Gerade deshalb darf ich darauf nicht verzichten. Die Geschlechter der Menschen haben die Last ihres geäng- 40

stigten Lebens auf dieses Wort gewälzt und es zu Boden gedrückt; es liegt im Staub und trägt ihrer aller Last. Die Geschlechter der Menschen mit ihren Religionsparteiungen haben das Wort zerrissen; sie haben dafür getötet und sind dafür gestorben; es trägt ihrer aller Fingerspur und ihrer aller Blut. Wo fände ich ein Wort, das ihm gliche, um das Höchste zu bezeichnen! Nähme ich den reinsten, funkelndsten Begriff aus der innersten Schatzkammer der Philosophen, ich könnte darin doch nur ein unverbindliches Gedankenbild einfangen, nicht aber die Gegenwart dessen, den ich meine, dessen, den die Geschlechter der Menschen mit ihrem ungeheuren Leben und Sterben verehrt und erniedrigt haben. Ihn meine ich ja, ihn, den die höllengepeinigten, himmelstürmenden Geschlechter der Menschen meinen. Gewiß, sie zeichnen Fratzen und schreiben ›Gott‹ darunter; sie morden einander und sagen ›in Gottes Namen‹. Aber wenn aller Wahn und Trug zerfällt, wenn sie ihm gegenüberstehn im einsamsten Dunkel und nicht mehr ›Er, er‹ sagen, sondern ›Du, Du‹ seufzen, ›Du‹ schreien, sie alle das Eine, und wenn sie dann hinzufügen ›Gott‹, ist es nicht der wirkliche Gott, den sie alle anrufen, der Eine Lebendige, der Gott der Menschenkinder? Ist nicht er es, der sie *hört*? Der sie – erhört? Und ist nicht eben dadurch das Wort ›Gott‹, das Wort des Anrufs, das zum *Namen* gewordene Wort, in allen Menschengesprächen geweiht für alle Zeiten? Wir müssen die achten, die es verpöhen, weil sie sich gegen das Unrecht und den Unfug auflehnen, die sich so gern auf die Ermächtigung durch ›Gott‹ berufen; aber wir dürfen es nicht preisgeben. Wie gut läßt es sich verstehen, daß manche vorschlagen, eine Zeit über von den ›letzten Dingen‹ zu schweigen, damit die mißbrauchten Worte erlöst werden! Aber *so* sind sie nicht zu erlösen. Wir können das Wort ›Gott‹ nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganz machen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten über einer Stunde großer Sorge.«

Es war sehr hell geworden in der Stube. Das Licht floß nicht mehr, es war da. Der alte Mann stand auf, kam auf mich zu, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: »Wir wollen uns du sagen.« Das Gespräch war vollendet. Denn wo zwei wahrhaft beisammen sind, sind sie es im Namen Gottes.

Ich traf einst auf einer Reise mit einem Mann zusammen, den ich schon von einer früheren Begegnung her kannte. Es war ein gesetzestreuer Ju-

de, der in allen Einzelheiten seiner Lebensgestaltung der religiösen Überlieferung folgte; das für mich Wesentliche aber war, daß (wie mir schon bei jener ersten Begegnung unverkennbar deutlich geworden war) dieses Verhältnis zur Tradition seinen Ursprung und seine stets erneute Bestätigung in dem Verhältnis des Mannes zu Gott hatte. 5

Als ich ihn nun wiedersah, fügte es sich, daß wir in ein Gespräch über biblische Fragen gerieten, und zwar nicht über periphere, sondern über zentrale, über zentrale Glaubensfragen. Ich weiß nicht mehr genau, in welchem Zusammenhang wir auf jenen Abschnitt des Samuelbuches zu sprechen kamen, in dem erzählt wird, wie Samuel König Saul die Botschaft Gottes überbringt, die dynastische Herrschaft werde ihm entzogen, unter anderem deshalb, weil er den besiegten Amalekiterfürsten am Leben ließ. Ich berichtete meinem Gesprächspartner, wie furchtbar es mir schon in meiner Knabenzeit gewesen ist, diese als Botschaft Gottes erscheinenden Worte zu lesen (und mein Herz nötigte mich, sie immer wieder zu lesen oder auch nur daran zu denken, daß dies in der Schrift geschrieben steht); wie grauenerregend es mir schon damals war, zu lesen oder zu erinnern, wie der heidnische König, mit dem Spruch auf den Lippen »Sei's drum, schon wich des Todes Bitterkeit« auf den Propheten zugeht, um von ihm »zerhauen« zu werden. Ich sagte zu meinem Partner: »Ich habe es nie glauben können, daß dies eine Botschaft Gottes sei. Ich glaube es nicht«. 10 15 20

Unter gerunzelter Stirn und zusammengezo-genen Brauen flammte der Blick des Mannes, der mir gegenüber saß, mir in die Augen. Er schwieg, setzte zur Rede an, schwieg wieder. »So?« brachte er endlich hervor, »so? Also das glauben Sie nicht?« »Nein«, antwortete ich, »ich glaube es nicht«. »So? so? Sie glauben es nicht?« wiederholte er fast drohend. Und ich noch einmal: »Nein«. »Was ... was ...«, – er stieß das Wort Mal um Mal vor sich her – »was glauben Sie also?« »Ich glaube«, sagte ich ohne zu überlegen, »daß Samuel Gott mißverstanden hat«. Und er, wieder langsam, aber leiser als bisher: »So? das glauben Sie?« Und ich: »Ja«. Dann schwiegen wir beide. Nun aber begab sich etwas, dessengleichen ich vorher und nachher in diesem meinem langen Leben nur selten gesehen habe. Das zornige Gesicht mir gegenüber wandelte sich, wie wenn eine Hand beschwichtigend drüber gefahren wäre. Es erhellte sich, klärte sich, war nun hell und klar mir zugewandt. »Nun«, sagte der Mann mit einer geradezu sanften Deutlichkeit, »das meine ich auch«. Und wieder schwiegen wir beide, eine gute Weile lang. 25 30 35

Es ist am Ende nichts Erstaunliches, daß ein gesetzestreuer Mann dieser Art, wenn er zwischen Gott und der Bibel zu wählen hat, Gott wählt: den Gott, an den er glaubt, den, an den er zu glauben vermag. Und doch: 40

es schien mir damals bedeutsam und scheint es mir noch heute. Der Mann ist später nach dem Lande Israel gezogen, und hier bin ich ihm, einige Zeit vor seinem Tode, noch einmal begegnet. Naturgemäß sah ich ihn da als den Sprecher jener Worte von einst; aber in unserer Unterredung sind Probleme des biblischen Glaubens nicht aufgetaucht. Es war auch wohl nicht mehr nötig.

Hingegen ist mir in all der Zeit seit jenem früheren Gespräch je und je die Frage in den Sinn gekommen: ob ich denn damals auf die rechte Art geäußert habe, was ich meine. Und je und je erwiderte ich gleicherweise: 10 Ja und nein. Ja, insofern es darum geht, was in jenem Gespräch gesprochen worden ist; denn da galt es, dem Partner in seiner Sprache und innerhalb der Grenzen seiner Sprache zu erwidern, damit der Dialog nicht zuschanden werde und die zuweilen zwei Menschen gewährte gemeinsame Einsicht in eine Wahrheit sich, wie begrenzt auch, vollziehen könne. 15 Insofern es darum geht, ja. Nein aber, wenn es darum geht, sowohl selber zu erkennen als auch zu erkennen zu geben, daß die Menschen und die Menschengeschlechter dazu neigen, Gott mißzuverstehn. Der Mensch ist so erschaffen, daß er verstehen kann, aber nicht verstehen muß, was Gott ihm sagt. Gott gibt den erschaffenen Menschen den Nöten und Ängsten nicht preis, er leiht ihm den Beistand seines Worts, er spricht zu ihm, er spricht sein Wort ihm zu. Der Mensch aber horcht nicht getreuen Ohrs auf das ihm Zugesprochene, er vermengt schon im Hören Himmelsgebot und Erdensatzung miteinander, Offenbarung des Seienden und die Orientierungen, die er sich selber zurechtmacht. 25 Von diesem Tatbestand sind auch die heiligen Schriften der Menschen nicht ausgenommen, auch die Bibel ist es nicht. Es geht letztlich nicht darum, daß diese oder jene Person der biblischen Geschichtserzählung Gott mißverstanden hat; es geht darum, daß in dem Werk der Kehlen und der Griffel, aus dem der Text des »Alten Testaments« entstanden ist, sich 30 wieder und wieder Mißverstehen ans Verstehen heftete, Hergestelltes sich mit Empfangenem verquickte. Wir haben kein objektives Kriterium für die Scheidung; wir haben einzig den Glauben, – wenn wir ihn haben. Nichts kann mich an einen Gott glauben machen, der Saul bestraft, weil er seinen Feind nicht ermordet hat. Und doch kann ich auch heute noch 35 den Abschnitt, der dies erzählt, nicht anders als mit Furcht und Zittern lesen. Aber nicht ihn allein. Immer, wenn ich einen biblischen Text zu übertragen oder zu interpretieren habe, tue ich es mit Furcht und Zittern, in einer unentrinnbaren Schweben zwischen dem Worte Gottes und den Worten der Menschen.

Anhang

I. Anfänge

Die Frage nach Möglichkeit und Wirklichkeit eines dialogischen Verhältnisses zwischen Mensch und Gott, also eines freien Partnertums des Menschen in einem Gespräch zwischen Himmel und Erde, dessen Sprache in Rede und Antwort das Geschehen selber ist, das Geschehen von oben nach unten und das Geschehen von unten nach oben, hat mich schon in meiner Jugend angefordert. Insbesondere seit die chassidische Überlieferung mir zum tragenden Grund des eigenen Denkens gedieh, also seit etwa 1905, ist jene Frage mir zu einer innersten geworden. In der Sprachform der viele Jahre danach entstandenen Schriften über das dialogische Prinzip findet sie sich zum erstenmal wohl im Herbst 1907, in der Einführung zu meinem Buch »Die Legende des Baalschem«. Hier geht es um die radikale Unterscheidung zwischen dem Mythos im engeren Sinn (dem Mythos der Mythologien) und der Legende. Es wird gesagt: »Die Legende ist der Mythos der Berufung. In dem reinen Mythos gibt es keine Verschiedenheit des Wesens ... Auch der Heros steht nur auf einer anderen Stufe als der Gott, nicht ihm gegenüber; sie sind nicht das Ich und das Du ... Der Gott des reinen Mythos beruft nicht, erzeugt; er sendet den Gezeugten, den Heros. Der Gott der Legende beruft, den Menschensohn: den Propheten, den Heiligen ... Die Legende ist der Mythos des Ich und Du, des Berufenen und des Berufenden, des Endlichen, der ins Unendliche eingeht, und des Unendlichen, der des Endlichen bedarf«. Hier ist das dialogische Verhältnis also an seiner höchsten Aufgipfelung exemplifiziert: weil auch auf dieser Höhe noch die wesenhafte Verschiedenheit zwischen den Partnern ungeschwächt fort dauert, zugleich aber auch noch in solcher Nähe die Selbständigkeit des Menschen gewahrt bleibt.

Von diesem Vorgang der Ausnahme, des Ausnehmens, führte das Denken mich nun aber immer ernstlicher auf das Gemeinsame, von allen Erfahrbaren hin. Die Klärung geschah zunächst auch hier im Zusammenhang meiner Deutung des Chassidismus: in dem im September 1919 verfaßten »Geleitwort« zu dem Buch »Der große Maggid und seine Nachfolge« (1921) wird die jüdische Lehre als »ganz auf die doppelgerichtete Beziehung von Menschen-Ich und Gott-Du, auf die Gegenseitigkeit, auf die *Begegnung* gestellt« gekennzeichnet. Bald danach, im Herbst 1919, folgte die erste, noch unbeholfene Niederschrift von »Ich und Du«.

Es kamen nun zwei Jahre, in denen ich bis auf Chassidisches fast gar nicht arbeiten konnte, aber auch – mit Ausnahme des wieder einmal vor-

genommenen »Discours de la méthode« – keine Philosophica las (deshalb habe ich auch die verwandten Werke von Cohen, Rosenzweig⁷ und Ebner erst später, verspätet gelesen). Es gehört dies in den Zusammenhang eines Vorgangs, den ich damals als spirituale Askese verstand. Dann

5 durfte ich an die endgültige Fassung gehen, die – nachdem ich den Gedankengang im Januar und Februar 1922 in einem Kolleg über »Religion als Gegenwart« des von Rosenzweig gegründeten und geleiteten Freien Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt a. M. vorgetragen hatte – im Frühling 1922 beendet war. Als ich den dritten und letzten Teil schrieb, brach ich

10 die Lese-Askese und begann mit Ebners Fragmenten⁸. Das Buch zeigte mir, wie kein anderes seither, stellenweise in einer fast unheimlichen Nähe, daß in dieser unserer Zeit Menschen verschiedener Art und Tradition sich auf die Suche nach dem verschütteten Gut begeben hatten. Ähnliches ergab sich mir bald auch von anderer Seite.

15 Von den Ahnen hatte ich Feuerbach und Kierkegaard schon als Student gekannt. Ja und Nein zu ihnen war ein Teil meines Daseins geworden, Jacobi kannte ich nur erst ganz unzulänglich (ich habe ihn erst vor kurzem ausreichend gelesen). Nun umgab mich im Geiste ein wachsender Kreis von Menschen der gegenwärtigen Generationen, denen es,

20 wenn auch in ungleichem Maße, um das eine ging, das mir immer mehr zur Lebenssache wurde. Ich hatte seiner Erkenntnis schon in der in meinem Buche »Daniel« (1913) dargelegten Unterscheidung zwischen einer »orientierenden«, vergegenständlichenden, und einer »realisierenden«, vergegenwärtigenden Grundhaltung vorgearbeitet, einer Unterscheidung,

25 die sich in ihrem Kern mit der in »Ich und Du« ausgeführten zwischen der Ich-Es-Relation und der Ich-Du-Relation deckt, nur daß die spätere nicht mehr in der Sphäre der Subjektivität, sondern in der zwischen den Wesen gegründet ist. Dies aber ist die entscheidende Wandlung, die sich in der Zeit des ersten Weltkriegs an einer Reihe von Geistern vollzog. Kundgegeben hat sie sich in sehr mannigfachem Sinn und

30 Bereich, aber die fundamentale aus der erschließenden Wandlung der menschlichen Situation stammende Gemeinsamkeit ist unverkennbar.

II. Versuch einer Auskunft

Soll ich einem Fragenden Auskunft geben, welches denn das in gedank-

35 licher Sprache aussagbare Hauptergebnis meiner Erfahrungen und Betrachtungen sei, dann ist mir keine andere Erwiderung gegeben, als mich zu dem den Fragenden und mich umfassenden Wissen zu bekennen: Mensch sein heißt, das gegenüber seiende Wesen sein. Die Einsicht in

diesen schlichten Sachverhalt ist im Gang meines Lebens gewachsen. Wohl sind allerhand andere Sätze gleichen Subjekts und ähnlicher Konstruktion geäußert worden, und ich halte manche davon durchaus nicht für unrichtig; mein Wissen geht nur eben dahin, daß es dies ist, worauf es ankommt.

5

In dem Satze ist der bestimmte Artikel voll betont. Alle Wesen in der Natur sind ja in ein Mit-Anderen-Sein gestellt, und in jedem Lebendigen tritt dies als Wahrnehmung des Andern und Handlung am Andern ins Werk. Menscheneigentümlich aber ist, daß einer je und je des Andern als dieses ihm gegenüber Bestehenden inne werden kann, dem gegenüber er besteht. Er wird des Andern inne als eines, der sich aus seiner Selbstheit zu ihm verhält und zu dem er sich aus seiner Selbstheit verhält. Kraft dieses ihm vorbehaltenen Eigentums ist der Mensch nicht lediglich als eine – nur eben so viel vielfältiger ausgestattete – Gattung mehr unter den Gattungen, sondern als eine Sondersphäre ins Sein eingegangen. Denn hier, und innerhalb dessen, was wir Welt nennen, nur hier, vollzieht sich in voller Wirklichkeit die Begegnung des Einen mit dem Andern. Wohl ist nirgends in aller Weltimmanenz eine in sich beschlossene Einheit – diese ist als solche Transzendenz –, sondern jedes Einzelne ist auf das Andere hin- und angewiesen; aber erst im Menschen gerät dies, sich wandelnd, zur Wirklichkeit der Begegnung, in der das Eine dem Andern als seinem Andern gegenüber existiert, vermögend, in gemeinsamer Gegenwart zugleich ihm standzuhalten und es zu bestätigen. Wo dieses dem Gegenüber zugewandte Selbstsein nicht gelebt wird, ist der Mensch als Sphäre noch unverwirklicht. Das Menschliche bedeutet den jeweiligen Vollzug jener Begegnung, die im Sein der Welt angelegt ist.

10

15

20

25

Der Einsicht, die ich hier angedeutet habe, tritt immer wieder ein nachdrückliches Argument entgegen, – nur selten freilich ausgesprochenerweise, zumeist als die wortlose Selbstbetonung »geistiger« Personen. Argumentiert wird mit einem, zumeist eben nur vorgeführten, Hinweis auf die vorgebliche Wesensart des geistigen Werkes. Dieses geschehe eben nicht in einem gebe- und nehmebereiten Gegenüberleben, sondern in einem abgedichteten In-sich-Sein, das allein dem »Geiste«, das heißt, den Ideen und Bildern zugänglich sei, die den allumfassenden Tiefen des Selbst enttauchen. Daß dem so sei, dafür lege das Denken der Denker das eindeutigste Zeugnis ab.

30

35

Meine Erfahrungen und Betrachtungen haben es mich anders sehen gelehrt. Mir ist aus all den Zeiten des Menschen, um deren geistiges Werk ich weiß, nicht bloß keine große Gestaltung, sondern auch kein großer Gedanke bekannt geworden, dem nicht sein Ursprung aus dem das Selbst einsetzenden Kontakt mit Gegenüberseiendem abzulesen wäre. Was der

40

Geist an gewordener Substanz werkhaf in die Zeiten trägt, ist ihm aus den rückhaltlosen Begegnungen seines personhaften Trägers mit der Anderheit zugekommen. Denn wie es sonst in der Weltimmanenz keine in sich beschlossene Einheit gibt, so auch keine des Geistes: einzig durch die

5 Erschließung, durch den Eintritt ins Offne gewinnt der Geist, ins Menschenreich niedergestiegen, jenen Bestand im Werk, der nicht schon im Werden vergeht. Die Burg, in die sich die selbstbesessene Geistigkeit vor der Zumutung antwortenden Gegenüberlebens zurückzieht, ist eine herrlich bemalte Kulisse.

10 Es ist der Geist, der, in das Wesen Mensch eingetreten, es zum Gegenüberleben in Distanz und Beziehung befähigt und befugt hat; damit hat der Geist den Menschen zur Sondersphäre des Seins ermächtigt. Aus diesem Urvorgang ist auch der höchste Werkhort des Menschen, die Sprache, hervorgegangen, die offenbare Kundgabe der existenten Gegenseitigkeit zwischen dem Einen und dem Andern. Aber die Zuteilungen des

15 Geistes haben auch die große und immer größer werdende Gefahr mit sich gebracht, die das Menschentum bedroht. Es hat zur Konstituierung der menschlichen Person als des Trägers des Geistes gehört, daß die Grundsituation des Gegenüberseins sich auch hier in deren Innerlichkeit

20 übertrug. So konnte sich ein der außermenschlichen Welt fremdes Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst ausbilden, wiewohl hier dem Gegenüber naturgemäß nichts von der strukturellen Geschiedenheit und der Antwortselbständigkeit des Gegenüber eignete – es sei denn in den Fällen einer den Personzusammenhang aufspaltenden Erkrankung. Es war

25 damit aber zugleich die Möglichkeit eröffnet, daß die Dialogik der Seele sich von allem realen Kommunizieren mit dem Drüben der Anderheit abschnüre und zu einem Sichgenügen des Einzelwesens, ja zur Hybris eines Allselbst ausarte, das sich die in sich beschlossene Einheit der allen Schöpfungen und Emanationen vorseienden Gottheit arrogiert. Außer

30 dem Selbst gab es nun Befindliches nicht mehr als Partner echter Gegenseitigkeit, sondern letztlich nur als gegenständliche Verknotungen innerhalb einer Psychik, die zwar in der Theorie als mehr oder minder universal gefaßt werden mochte, aber exklusiv individual gelebt wurde. Vermöge der universalisierenden philosophischen Positionen konnte

35 sich dieses Einzelselbst praktisch mit dem Selbst schlechthin identifizieren und war dem Anspruch der Anderheit nicht mehr ausgesetzt.

In dieser Abartung haben mich meine Erfahrungen und Betrachtungen den in den Zeiten der Geschichte, besonders aber in unsrer Zeit, an Macht stetig zunehmenden Gegenspieler des Menschentums erkennen

40 gelehrt. Kein anderer als der Geist selber begeht, abgeschnürt, die Sünde am heiligen Geist.

III. Bücher und Menschen

Wenn man mich in meiner frühen Jugend gefragt hätte, ob ich es vor-
 ziehen würde, nur mit Menschen oder nur mit Büchern zu verkehren,
 hätte ich mich gewiß zugunsten der letzteren ausgesprochen. Später hat
 sich das mehr und mehr geändert. Nicht als hätte ich so viel bessere Er- 5
 fahrungen mit Menschen als mit Büchern gemacht – im Gegenteil, rein
 erfreuliche Bücher kommen mir immer noch weit öfter als rein erfreu-
 liche Menschen in den Weg –, aber die vielen schlechten Erfahrungen
 mit Menschen haben mein Lebensmark genährt, wie es das edelste Buch
 nicht vermöchte, und die guten haben mir die Erde zum Garten gemacht. 10
 Wogegen kein Buch für mich mehr zu tun vermag, als mich in ein Para-
 dies der hohen Geister zu entrücken, wo mein innerstes Herz nie vergißt,
 daß ich drin nicht lange bleiben darf, aber auch nicht einmal wünschen
 kann, daß ich es dürfte. Denn (ich muß es gerade heraus sagen, um ver-
 standen zu werden) mein innerstes Herz liebt die Welt mehr als den 15
 Geist. Wohl bin ich dem Leben mit der Welt nicht so gewachsen, wie
 ich es möchte, ich versage immer wieder im Umgang mit ihr, ich bleibe
 ihr immer wieder von dem schuldig, was sie von mir erwartet, und zwar
 zum Teil deshalb, weil ich dem Geist so verhaftet bin. Verhaftet bin ich
 ihm gewissermaßen wie mir selber, aber ich liebe ihn nicht eigentlich, 20
 ebenso wie ich mich nicht eigentlich liebe. Eigentlich liebe ich nicht den
 hier, der mich mit seiner Himmelspratze gepackt hat und festhält, son-
 dern sie da drüben, die doch immer wieder zu mir herantritt und mir ein
 paar Finger reicht, die »Welt«. Beide haben sie Gaben zu verteilen. Er 25
 spendet mir sein Manna, die Bücher, sie hat ein Braunbrot für mich be-
 reit, an dessen Rinde ich mir die Zähne ausbeiße und dessen ich nie satt
 werde, die Menschen. Ei, diese Wirrköpfe und Tunichtgute, wie ich sie
 liebe! Ich verehere die Bücher – die, die ich wirklich lese – viel zu sehr, als
 daß ich sie so lieben könnte. Aber an dem vereherungswürdigsten leben- 30
 den Menschen bekomme ich immer noch etwas mehr zu lieben als zu
 verehren, immer noch etwas mehr von dieser Welt, die eben da ist, wie
 der Geist niemals dasein kann. Wohl steht er über mir und »ist«, aber er
 ist nicht da. Gewaltig steht er über mir und redet seine erhabenen Sprü-
 che, die Bücher, auf mich nieder; wie herrlich, wie unheimlich! Sie aber, 35
 die menschliche Welt, braucht nur ihr stummes Lächeln zu lächeln, und
 ich kann nicht ohne sie leben. Stumm ist sie, denn all das Gerede der
 Menschen ergibt doch kein Wort, wie es mir Mal um Mal aus den Bü-
 chern entgegentönt; und ich nehme all das Gerede hin, um die Stumm-
 heit empfangen zu können, die hindurchdringt, die Stummheit der Krea- 40
 tur. Aber eben der menschlichen Kreatur! Und das heißt: der gemischten.

Die Bücher sind rein, die Menschen sind gemischt, die Bücher sind Geist und Wort, lauterer Geist und geläutertes Wort, die Menschen sind aus Gerede und Stummheit zusammengefügt, und die Stummheit ist nicht die des Tiers, sondern die des Menschen – und siehe, aus der menschlichen Stummheit hinter dem Gerede raunt dir der Geist entgegen, der Geist *als Seele*. Sie, sie ist die Geliebte.

Es gibt eine untrügliche Probe. Denk dich nur in einen Ursprung hinein, wo du allein wärst, ganz allein auf Erden, und du könntest eins von beiden bekommen, Bücher oder Menschen. Wohl höre ich manchen seine Einsamkeit preisen, aber das bringt er nur fertig, weil es eben doch die Menschen auf der Welt gibt, wenn auch in räumlicher Ferne. Ich habe nichts von Büchern gewußt, als ich dem Schoß meiner Mutter entsprang, und ich will ohne Bücher sterben, eine Menschenhand in der meinen. Jetzt freilich schließe ich zuweilen die Tür meiner Stube und ergebe mich einem Buch, aber nur, weil ich die Tür wieder öffnen kann, und ein Mensch blickt zu mir auf.

Anmerkungen

- ¹ In meinem Buch »Das Problem des Menschen« im Schlußkapitel des Abschnitts »Von Aristoteles bis Kant«.
- 20 ² In dem Buch »Ecce homo«.
- ³ Ich war damals von dem Buch so eingenommen, daß ich es ins Polnische zu übersetzen beschloß und den ersten Teil auch übersetzt habe. Ich war eben an den zweiten gegangen, als ich den Brief eines namhaften polnischen Autors erhielt, der ebenfalls mehrere Abschnitte des Buches übertragen hatte und mir vorschlug, die Arbeit gemeinsam zu machen. Ich habe es vorgezogen, zu seinen Gunsten zu verzichten.
- 25 ⁴ Herzl starb an einem Herzleiden 1904.
- ⁵ »Achad Haam«, d. h. »einer vom Volk«, war das Pseudonym Ascher Ginzbergs, der Herzls politischem Zionismus gegenüber einen im wesentlichen kulturellen vertrat.
- ⁶ Es handelt sich um die Vorrede in Gesamtausgabe der »Reden über das Judentum«
- 30 (1923).
- ⁷ Daraus erklärt sich u. a. Rosenzweigs briefliche Mitteilung (Briefe S. 462), daß ich im Dezember 1921 sein Buch »Der Stern der Erlösung« noch nicht kannte.
- ⁸ Zuerst bekam ich einiges in einem Heft des »Brenner« Veröffentlichte zu Gesicht und ließ mir nun das Buch (»Das Wort und die geistigen Realitäten«) schicken.

